

Sprache und Sprachen in den Wissenschaften



Sprache und Sprachen in den Wissenschaften

Geschichte und Gegenwart

Festschrift für Walter de Gruyter & Co.
anlässlich einer 250jährigen Verlagstradition

Herausgegeben von
Herbert Ernst Wiegand



Walter de Gruyter · Berlin · New York
1999

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sprache und Sprachen in den Wissenschaften : Geschichte
und Gegenwart ; Festschrift für Walter de Gruyter & Co.
anlässlich einer 250jährigen Verlagstradition / hrsg. von Her-
bert Ernst Wiegand. – Berlin ; New York : de Gruyter, 1999
ISBN 3-11-015579-6

© Copyright 1999 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin
Datenkonvertierung und Druck: Arthur Collignon GmbH, Berlin
Buchbinderische Verarbeitung: Lüderitz & Bauer-GmbH, Berlin

Vorwort

Ein *Geschenk an die Wissenschaft* soll der geplante Jubiläumsband werden, nicht ein Buch über den Verlag. – Diese Leitlinie formulierte Kurt-Georg Cram, als er mir im Spätsommer 1996 die Bitte der Verlagsleitung vortrug, eine Festschrift zu planen und herauszugeben, deren Anlaß eine 250jährige Verlagstradition sei, die man im Herbst 1999 feiern wolle. Da die inhaltliche Gestaltungsfreiheit des Herausgebers nur durch den angemessenen Wunsch begrenzt wurde, er möge ein anspruchsvolles Thema mit geschichtlicher Dimension wählen, das von interdisziplinärem Interesse sei, habe ich der Bitte gern entsprochen. Im Herbst 1996 habe ich dann, angesichts der historischen Tatsache, daß im Verlag Walter de Gruyter über viele Generationen Wissenschaftler aus fast allen Wissenschaften in ihren Sprachen auf der Grundlage ihrer Sprache in gedruckten Texten zur Sprache gekommen sind, den Titel und damit das Thema vorgeschlagen: „Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart“.

Den großen Spielraum für die inhaltliche Gestaltung des Jubiläumsbandes, der dem Herausgeber gewährt wurde, habe ich – lediglich eingeschränkt durch das gewählte Thema – an die eingeladenen Autorinnen und Autoren weitergegeben; dies geschah in der Erwartung, daß dadurch wechselnde Perspektiven, unterschiedliche Wissenschaftsstile, sachliche Vielfalt, produktive Spekulation, konstruktive Provokation und nicht zuletzt gelehrte Nachdenklichkeit – ungestört durch eine vorgegebene Systematik für den geplanten Band – am besten zur Geltung kommen könnten. Nur einige wichtige Motive, die zur Wahl des Titels maßgeblich beigetragen haben, wurden in der Einladung den Autorinnen und Autoren in der Form von Fragen mitgeteilt. Diese waren als Angebot gedacht, bei der Wahl und Bearbeitung des selbst zu wählenden Themas für den Festschriftbeitrag die Intentionen des Herausgebers berücksichtigen zu können. Die wichtigsten dieser Fragen werden anschließend für die Leserinnen und Leser in modifizierter Form wiedergegeben; dies geschieht in der Hoffnung, ihre Kenntnis könne dazu beitragen, das Anliegen und die Rahmenkonzeption des vorliegenden Bandes zu erfassen.

In einigen Wissenschaften, wie vor allem der Linguistik, der Psychologie und der Philosophie, wird die Sprache, sei es nun als Sprachfähigkeit, als Sprachorgan, als sprachliches Wissen, als soziale Gestalt, als Lebensform, als abstraktes Repräsentationssystem oder als System von

Handlungs- und Verständigungsmitteln zum Gegenstand von Erkenntnisbemühungen, die sich bis in die griechische Antike zurückverfolgen lassen. Aber – so wird ein kritischer Beobachter unvoreingenommen fragen müssen – wie ist uns die Sprache eigentlich empirisch gegeben? Und was heißt es denn, daß die Sprache zum Gegenstand der Erkenntnis wird? Wird ein erfahrbarer Gegenstand analysiert, wird er konstruiert, rekonstruiert oder konstituiert er sich? Und welche Rolle spielt die jeweils verwendete Wissenschaftssprache in diesen Prozessen? Oder sind solche Fragen falsch gestellt, weil man zunächst nach den neurobiologischen Grundlagen fragen muß? Sind wir hinsichtlich der unterschiedlichen Antworten nur wechselnden wissenschaftstheoretischen Moden ausgesetzt, die von jeweils unterschiedlichen Leitwissenschaften initiiert werden, oder gibt es bei diesen Fragen eine historische Orientierung, die insofern nützlich sein könnte, als sie Fort- und Rückschritt zu unterscheiden hilft? Wie haben sich beispielsweise Vico, Leibniz oder Wilhelm von Humboldt dazu geäußert?

Im Unterschied zu der Sprache sind die Sprachen als historische Einzelsprachen mit ihren inneren Differenzierungen den Wissenschaften, die sie erforschen, in mündlichen Diskursen und schriftkonstituierten Texten empirisch wenigstens fragmentarisch gegeben. Aber was heißt dies dann, wenn man nicht die naive Annahme vertreten möchte, Diskurse und Texte seien als Ganzes vor unseren Wahrnehmungsapparat zu bringen?

Und welche Rolle – so gilt es weiter zu fragen – spielen die Sprache und die jeweils verwendeten Wissenschaftssprachen, zu denen auch die Konstruktsprachen gehören, in den Wissenschaften, in denen Sprache und die Sprachen nicht zum wissenschaftlichen Gegenstand werden? Welche Funktion haben wissenschaftliche Sprachen beispielsweise in der Physik, der Biologie, der Mathematik und in der Soziologie innerhalb der Forschungs- und Forschungsdarstellungsprozesse sowie in den Prozessen der Durchsetzung von Ergebnissen, und wie wird die Rolle der Sprache und der Sprachen bei der Erkenntnisfindung und -vermittlung fächerintern eingeschätzt? Wird ein Fach dann zur Wissenschaft – wie Linné meinte –, wenn es seine eigene Sprache gefunden hat? Differenzieren sich die Fächer intern vor allem aufgrund unterschiedlicher Sprachen? Welche Vor- und welche Nachteile hat die Verwendung einer internationalen Wissenschaftssprache, wie beispielsweise die des Wissenschaftsenglisch, für die, deren Muttersprache nicht eine der Ausprägungen des Englischen ist?

Die meisten der genannten Fragen wurden in den 26 Beiträgen berücksichtigt und darüber hinaus wichtige weitere Fragestellungen in Geschichte und Gegenwart.

Die angedeutete Entstehungsgeschichte des vorliegenden Bandes machte nachträgliche Gliederungsbemühungen des Herausgebers erforderlich, wollte er sich nicht der Herrschaft des Alphabets unterwerfen. Ich sah mich allerdings nicht berechtigt, den Beiträgen dadurch eine augenfällige und deutliche Vorinterpretation zu geben, daß ich sie nachträglich in Kapiteln mit Kapitelüberschriften stellte. Unterstützt von Klaus-Peter Konerding, der wissenschaftlicher Assistent an meinem Heidelberger Lehrstuhl ist, habe ich die Beiträge vielmehr wie folgt zu drei namenlosen Kapiteln geordnet: Auf acht Beiträge im Kapitel I, in denen das Verhältnis von Sprache und Gegenstandskonstitution aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet wird und einen erkennbaren Schwerpunkt, aber nicht das alleinige Thema bildet, folgen im Kapitel II zehn Beiträge, die ihre zentrale Thematik im Spannungsfeld von Modellbildung und Sprachpraxis entfalten und den beiden Polen ein unterschiedliches Gewicht im Forschungsprozeß zuweisen. Schließlich stehen im Kapitel III acht Beiträge zusammen, in denen es in erster Linie um die Funktionen und den Status von Fach- und Wissenschaftssprachen geht sowie um ihr Verhältnis zur Alltags- und zur dichterischen Sprache. – Die drei Kapitel weisen auch eine innere Ordnung auf. Da diese aber das Ergebnis der Diskussion von Leseerlebnissen des Herausgebers ist, bleibt sie subjektiv und kann bestenfalls lesend nacherlebt werden. Sie hierzu begründen, wäre eitel.

Am Ende einer Arbeit, die Freude gemacht hat, steht vor allen Dingen der Dank an die Autorinnen und Autoren, die nicht nur meiner Einladung gefolgt sind, sondern mir auch die Arbeit in allen wichtigen Hinsichten leicht gemacht haben. Danken möchte ich weiterhin Klaus-Peter Konerding für hilfreiche Diskussionen, Michael Beißwenger für aufmerksame Hilfe bei den Korrekturarbeiten sowie Wolfgang Konwitschny für den Rat des erfahrenen Herstellers und nicht zuletzt Brigitte Schöning, die diesen Band als Fachbereichsleiterin mit gewohnter Umsicht betreut hat.

Die Autorinnen und Autoren dieses Jubiläumsbandes wünschen dem Verlag Walter de Gruyter eine erfolgreiche und unabhängige Zukunft.

H. E. W.

Heidelberg, im Juli 1999

Inhalt

Vorwort	V
-------------------	---

Kapitel I

GUNTER GEBAUER

Die Sprachmäßigkeit des Körpers	3
---	---

KUNO LORENZ

Überlegungen zwischen Psychologie und Logik Überlegungen zur Genese von Sprachkompetenz	27
--	----

GEORG MEGGLE

Kommunikation und Rationalität	48
--	----

PETER MITTELSTAEDT

Sprache und Wirklichkeit in der Quantenphysik	64
---	----

BRIGITTE FALKENBURG

Sprache und Anschauung in der modernen Physik	89
---	----

DIETRICH BUSSE

Morphologische Irritationen Die Konstitution des Gegenstandes der linguistischen Morphologie im Wege der terminologischen Setzung	119
---	-----

KLAUS MUDERSBACH

Wissenschaftstheorie der Wissenschaftssprache oder: Wie beeinflußt die Sprache die Wissenschaft?	154
---	-----

CLEMENS KNOBLOCH

Inwiefern wissenschaftliche Gegenstände sprachlich konstituiert sind (und inwiefern nicht)	221
---	-----

Kapitel II

HERBERT E. BREKLE

Theoretisches und Empirisches zur Typographie der parole über
language(s) und langage in Grammatiken des 16. bis 19. Jahrhun-
derts 247

MARIO BUNGE

Linguistics and Philosophy 269

GABRIEL ALTMANN

Von der Fachsprache zum Modell 294

GÜNTHER GREWENDORF

Das funktionalistische Paradox
Zum Problem funktionaler Erklärungen in der Linguistik 313

HELMUT SCHNELLE

Linguistische und neurobiologische Struktur der Sprach-
beherrschung 337

SYBILLE KRÄMER

Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? 372

HERBERT ERNST WIEGAND

Mit Wittgenstein über die Wortbedeutung nachdenken
Gebrauch? Regel des Gebrauchs? Ein Etwas im Kopf? 404

ANDREAS GARDT

Sprachvertrauen. Die notwendige Illusion der „richtigen Bezeich-
nung“ in der Wissenschaftssprache 462

WOLFGANG BALZER

Language and Institutions 487

PIRMIN STEKELER-WEITHOFER

Wie bestimmen Sprachformen den Horizont einer Wissenschaft?
Bemerkungen zur Vagheit und zur Norm der Exaktheit 508

Kapitel III

SIEGFRIED J. SCHMIDT

„Wissenschaftssprachen“ – heilige Kühe oder Unumgänglichkeiten? 535

WERNER WOLSKI

Wissenschaftssprache und Sprache in dichterischen Texten 561

THORSTEN ROELCKE

Sprachwissenschaft und Wissenschaftssprache 595

WERNER HÜLLEN

Mit den gemeinen Leuten – der Aufbruch der *Royal Society* zu einer neuen Wissenschaftssprache 619

UWE PÖRKSEN

Brauchen wir eine vergleichende europäische Sprachgeschichte?
Latein als Hintergrund und Untergrund unserer Wissenschafts-
sprache 638

ULRICH AMMON

Deutsch als Wissenschaftssprache: die Entwicklung im 20. Jahrhun-
dert und die Zukunftsperspektive 668

FRITZ PONELIS

Afrikaans as a language of science 686

JÜRGEN TRABANT

La lingua di questa Scienza: Alte Sprache – Neue Wissenschaft . . 716

Kapitel I

Die Sprachmäßigkeit des Körpers

GUNTER GEBAUER

1. Ordnungen der Gesellschaft und Ordnungen der Individuen
2. Kritik am reflexiven Subjekt
3. Geordnete Bewegungen und Ordnungen von Bewegungen
 - 3.1 Sprachmäßigkeit und Inkorporierung von Bewegungen
 - 3.2 Die Subjektivierung gesellschaftlicher Ordnungen
4. Ordnungen der Hand
 - 4.1 Die geordnete Hand
 - 4.2 Das Erzeugen von Ordnungen durch den Gebrauch der Hand
 - 4.3 Soziale Ordnungen und symbolische Welten
5. Schlußbemerkungen
6. Literatur

In den folgenden Überlegungen soll eine besondere Verwendungsweise natürlicher Sprachen betrachtet werden, die man als protowissenschaftlich bezeichnen könnte. Sie bereitet eine typische Leistung von Wissenschaft vor, die darin besteht, daß sie Ordnungen herstellt, Ordnungen der Zeit und des Raumes sowie Klassifikationen von Dingen, Ereignissen und Eigenschaften. Auch Sprachen erzeugen, zwar auf einer vorwissenschaftlichen Ebene, solche Ordnungen, die aber doch schon fundamentale Strukturierungen des Denkens darstellen. Die ersten Ordnungen, die wir in unserem Leben lernen, sind in der Sprache enthalten, die wir von Kind auf gelernt haben. Sind sie Eigenschaften der natürlichen Sprachen oder sind sie diesen sozial aufgeprägt worden? Gewiß erhalten sie mit Hilfe der sprachlichen Symbole und Syntaxstrukturen eine besondere Form – aber sind sie sprachlichen Ursprungs? Haben sie Vorgänger, die, metaphorisch gesprochen, unterhalb der Sprache liegen?

1. Ordnungen der Gesellschaft und Ordnungen der Individuen

Wenn man annimmt, daß die in der Sprache ausgedrückten Ordnungen von Menschen hergestellt, also nicht auf ein göttliches Prinzip zurückzuführen sind und nicht dem menschlichen Erbgut zugerechnet werden

können, findet man zwei allgemein verbreitete diametral entgegengesetzte Lösungen des skizzierten Problems:

1. Lösungsvorschlag: Die Ordnungen sind von der Gesellschaft erzeugt. Die in der Sprache ausgedrückten Ordnungen entsprechen den Strukturen sozialer Gruppen. Daß Klassifikationen eine Sozialordnung ausdrücken, war ein bahnbrechender Gedanke, der von Emile Durkheim und Marcel Mauss entwickelt wurde.¹ Dieser auf den ersten Blick bestehende Gedanke stößt auf das folgende Problem: Die von der Gesellschaft erzeugten Ordnungen gewinnen erst dadurch soziale Realität, daß sie von ihren Mitgliedern übernommen werden, dadurch daß sie also nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die individuellen Welten ihrer Angehörigen strukturieren. In den individuellen Ordnungsentwürfen gewinnen die für die ganze Gesellschaft verbindlichen Ordnungen Gestalt; ihre Wirkung entfalten sie in den individuellen Gebräuchen. Von den Individuen müssen die Ordnungen anerkannt, in ihr eigenes Handeln und Denken übernommen werden; diese engagieren sich für sie und sind bereit, sie sogar gegen ihre eigenen Interessen anzuwenden. Sie machen sich beispielsweise zu Sachwaltern einer für sakrosankt gehaltenen Sozialordnung, der sie auch dann Geltung zusprechen, wenn sie Nachteile für sie zur Folge hat. So geschieht es beispielsweise mit den Klassifikationen, die die Gesellschaft strukturieren: in oben und unten, männlich und weiblich, in Einheimische und Ausländer.² Die kollektiven Ordnungen, wie sie von Durkheim und Mauss konzipiert werden, gehen nicht selbstverständlich in die individuellen Handlungs- und Denkweisen ein, sondern bedürfen der Zustimmung durch die Individuen in irgendeiner Form. Dies geschieht gewiß nicht in Form expliziter Akte, nicht als bewußte und reflektierte Zustimmung, aber es muß auf Seiten der Individuen eine Bereitschaft ausgeprägt sein, sich den Ordnungen zu unterstellen. Die Gesellschaftsmitglieder müssen bereitwillige Mitspieler sein, die der Ordnung des sozialen Spiels zustimmen und ihre Regeln für die richtigen halten – sie müssen einen Glauben an das Spiel haben.³

2. Lösungsvorschlag: In ihren Handlungen entwickeln die Individuen spezifische Ordnungen, die sie Schritt für Schritt in ihrer Lebensgeschichte entfalten. Schon sehr früh in ihrem Leben bilden Menschen

1 Vgl. Emile Durkheim/Marcel Mauss: *De quelques formes primitives de classification*.

2 Pierre Bourdieu bezeichnet solche Fälle der freiwilligen und aktiven Übernahme einer den eigenen Interessen zuwider laufenden Ordnung als „strukturelle Gewalt“.

3 Vgl. Pierre Bourdieu: *Le sens pratique*, insbesondere das Kapitel „Croyance et corps“.

Ordnungen heraus, indem sie primitive Klassifikationen konstruieren, mit deren Hilfe die Welt – die Gegenstände, Handlungen und Eigenschaften – wiedererkennbar gemacht werden. Eine solche subjekterzeugte Ordnung wird von so unterschiedlichen Theoretikern wie George Herbert Mead, Arnold Gehlen und Jean Piaget behauptet. Ihren Annahmen gemäß bilden alle Menschen in ihren Handlungen vergleichbare Ordnungen heraus, so daß es zu einer Übereinstimmung individueller und gesellschaftlicher Ordnungen kommt.⁴ Aber auch bei diesem Lösungsvorschlag entsteht ein analoges Problem wie bei dem ersten, nur in umgekehrter Richtung: Eine Ordnung, die vom Einzelfall zu einer allgemeinen sozialen Ordnung ausgedehnt wird, bedarf der Anerkennung durch die Gesellschaft, die sie strukturieren soll. Sie muß durch irgendeinen Akt der Akzeptanz als grundlegende gesellschaftliche Strukturierung angenommen werden. Auch dies kein automatischer Vorgang – die Ordnung einzelner Individuen erlangt erst dann allgemeine Verbindlichkeit, wenn sie sozial legitimiert wird. Auch hier braucht man sich wieder keinen ausdrücklichen Vorgang vorstellen, keinen formellen Akt, der einer individuellen Ordnung den Status einer gesellschaftlichen zuerteilt. Eine solche Legitimierung ist gegeben, wenn die gesellschaftliche mit einer individuellen Ordnung übereinstimmt, so daß diese in jener enthalten ist und einen bestimmten Platz in ihr einnimmt.

Weder die erste noch die zweite Lösung ist fähig, die Übereinstimmung von Gesellschaft und Individuen in gemeinsamen Ordnungen zu begründen. Keine von beiden ist in der Lage zu zeigen, wie die Ordnungen der Gesellschaft von den Individuen akzeptiert *und* wie die individuellen Ordnungen in jenen der Gesellschaft einen Platz finden. Es gibt keinen automatischen Übergang weder von der gesellschaftlichen zur individuellen Ordnung noch umgekehrt. Beide Vorschläge erweisen sich als wenig tauglich: Weder verbreiten sich die sozialen Ordnungen unter den Individuen noch dehnen sie sich von diesen auf die ganze Gesellschaft aus. Die Kritik an den Lösungsvorschlägen hat gezeigt, daß beide zu kurz greifen, weil diese zwei Elemente vernachlässigen, die für die Akzeptierung und Legitimierung von Ordnungen notwendig sind: der Glaube an die sozialen Ordnungen durch die Individuen und das Enthaltensein der individuellen in den Ordnungen der Gesellschaft. Diese können nicht als den Individuen fremd, von ihnen unabhängig angesehen werden, sondern sie werden erst durch die Individuen, durch ihren Glauben und ihren Gebrauch gesellschaftlich wirksam.

⁴ Diese Behauptung wird nicht explizit gemacht, aber sie muß dem Gedanken zugrunde liegen, daß individuelle und gesellschaftliche Ordnungen zusammenfallen.

Die Beziehung von individuellen und gesellschaftlichen Ordnungen muß anders entworfen werden als in den beiden vorgestellten Lösungsvorschlägen. Diese beruhen, obwohl sie entgegengesetzt sind, auf einer gemeinsamen Annahme: Die Ordnungen der Gesellschaft werden als eine Menge von Vorschriften, Anordnungen, Forderungen gedacht, die das Verhalten der Individuen mehr oder weniger explizit vorschreiben. Auf der anderen Seite werden die Ordnungen der Individuen als eine Struktur von Regeln angenommen, die mental wirksam sind, indem sie die Individuen bei ihren Handlungen von innen anleiten. Mit dieser von beiden Lösungsvorschlägen geteilten Annahme über die Beziehung von Individuen und Gesellschaft werde ich mich zuerst auseinandersetzen. Die Diskussion wird darauf hinauslaufen, daß die in den Sozialwissenschaften übliche Konzeption des gesellschaftlich handelnden Menschen als autonomes und rationales Subjekt in Frage gestellt wird. In einem zweiten Schritt wird dann die Sprachmäßigkeit der Welt und des menschlichen Körpers gezeigt. Anschließend werde ich versuchen, die Übereinstimmung der Ordnungen von Gesellschaft und Individuen in dem wechselseitigen Prozeß ihrer Konstruktion zu begründen.

2. Kritik am reflexiven Subjekt

In den Sozialwissenschaften werden die in der Gesellschaft handelnden Menschen als autonome und rationale Subjekte angesehen. Es wird zwar zugegeben, daß sie sozial beeinflusst, geprägt, kontrolliert werden, aber als ihr Hauptmerkmal wird angenommen, daß sie die Welt in ihrem Inneren als denkende Wesen rezipieren und entwerfen. Die Gesellschaft und Umwelt nehmen nur soweit Gestalt an, wie sie in dieses Innere eingehen. Die anderen treten nicht als körperlich existierende Personen in Erscheinung. Ihre Handlungen werden zu Normen, Regeln, Gesetzen, Erwartungen, Rollen und rationalen Entscheidungen abstrahiert. Daß sie als körperliche, materielle Wesen kaum vorkommen, fällt deswegen nicht besonders auf, weil sich, gemäß den meisten Theorien der Sozialwissenschaften, das Handeln vor allem im Kopf der Individuen abspielt. Auf diese Weise wird das Verhältnis der Individuen zur sozialen und materiellen Umwelt nur unvollständig beschrieben, nämlich als einseitige Einwirkung von Menschen auf ihre Umgebung. Tatsächlich handelt es sich aber um wechselseitige Aktivitäten in zwei Richtungen: Individuen handeln in der Welt, formen und strukturieren diese; umgekehrt werden sie von der sozialen Welt geformt und strukturiert. Auf das handelnde Subjekt wirken insbesondere andere Personen ein, zu denen es sich ins Verhältnis gesetzt hat. Andere Menschen formen sein Verhalten, geben seinem Körper eine Haltung, liefern ihm Modelle und Vorbilder. Es erlei-

det die materielle und gesellschaftliche Umwelt nicht passiv, sondern nimmt auf sie Bezug und integriert sie in sein Handeln. Sie wird zu einem Teil des Ichs; das Ich wird zu einem Teil von ihr.

Überall, wo jemand mit Bezug auf eine schon bestehende Welt handelt und dabei selbst eine Welt herstellt, besteht ein solches wechselseitiges Verhältnis; beispielsweise, wenn man die Bewegung eines anderen nachahmt, wenn man nach einem Modell handelt, wenn man etwas darstellt oder einen Gedanken körperlich ausdrückt. Diese Verschränktheit von Subjekt und Gesellschaft ist ein grundlegendes Merkmal des Weltverhältnisses von Menschen, das von den Sozialwissenschaften selten gewürdigt wird. Die Unterscheidung von Subjekt und Gesellschaft, Ich und anderen funktioniert nicht im Sinne einer Dichotomie oder Abgrenzung zweier grundlegend verschiedener, scharf voneinander getrennter Bereiche. Das Subjekt ist, wie die Gesellschaft, eine offene Kategorie, die so gedacht wird, daß sich beide Seiten wechselseitig erzeugen. Ohne die Gesellschaft könnte das Subjekt nicht entstehen; es enthält von vornherein das, was ihm gegenübersteht. Auch die soziale Welt würde es ohne die Wahrnehmungen, Bewertungen, Interpretationen, ohne die inneren und gesellschaftlichen Beteiligungen der einzelnen Subjekte nicht geben.

Die Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt und Gesellschaft ist der Körper. Er gehört nicht dem Subjekt; er ist kein individuelles, subjektives Ding, sondern wird von den frühesten Entwicklungsstufen an durch Übungen, Disziplinierungen, durch gesellschaftliche Beeinflussung ergriffen, die ihn von außen in Prozessen gestalten und umformen, die seinem Bewußtsein, Willen und seinen Intentionen nicht verfügbar sind. Von ihnen wird der Körper aufgrund seiner materiellen Beschaffenheit verändert; er wird in eine gesellschaftlich gemachte Umwelt integriert und in bestehende Ordnungen eingefügt: in festgelegte Zeitabläufe, in organisierte Räume, in strukturierte Formen des Zusammenlebens und ritualisierte Verhaltensweisen. Am menschlichen Körper setzen soziale Strategien an und arbeiten erwünschte Reaktionen in ihn hinein⁵, so daß er in die Lage gebracht wird, bestimmte Handlungen zu produzieren. Von Anfang seiner Existenz an wirken die anderen auf das Individuum ein und machen ihm klar, wer es ist, welchen Platz es im sozialen Raum einnimmt und wie es sich zu verhalten hat.

Was den Körper zum entscheidenden Mittler zwischen den handelnden Subjekten und der Gesellschaft macht, ist seine Plastizität. Im Nachahmungsprozeß, der von dem Entwicklungspsychologen Wallón be-

5 Vgl. zu diesem Hineinarbeiten der Reaktionen in das Kind, so daß entsprechende Reaktionen ausgelöst werden, George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft. Siehe insbesondere die Abschnitte „Nachahmung und der Ursprung der Sprache“ und „Die vokale Geste und das signifikante Symbol“, 90–107.

geschrieben wird⁶, nimmt das Kind sein Modell in sich hinein, paßt diesem seine Motorik an und führt es schließlich als Geste aus, die sich dem gegebenen Prototyp angleicht. Die neue Geste ist keine detailgenaue Kopie des Vorbilds, sondern ein Äquivalent, das mit diesem eine gewisse Ähnlichkeit hat. Das Kind stellt gleichsam eine Verdoppelung des Modells durch sich selbst und seine Übereinstimmung zwischen seinem eigenen Handeln und den nachgeahmten Vorbildern fest. Bei seinen spontanen Nachahmungen hat das Kind freilich noch kein abstraktes oder objektives Bild des Prototyps. Es erzeugt seine Gesten nicht von inneren Vorstellungen her, sondern mit Hilfe „einer Art mimetischer Intuition“⁷.

Auch Adorno, der einen Blick für diese von Wallon untersuchten mimetischen Prozesse hat, beschreibt den Vorgang in ähnlichen Worten, als ein „Sich Anschmiegen“⁸. Mit diesem Ausdruck wird hervorgehoben, daß es sich dabei nicht um intellektuelle Akte handelt, sich aber die Nachahmung auch nicht auf ein motorisches Geschehen beschränkt. Auf den frühen Entwicklungsstufen des Subjekts ist sie eine Verdoppelung der ursprünglichen Handlungspraxis. Mimetische Handlungen sind eine wirksame Weise, das Subjekt in Übereinstimmung mit der Welt zu bringen. Auf einer Stufe weit unterhalb der Ausbildung des autonomen Subjekts macht sich der Handelnde mit der Welt anderer Menschen solidarisch; er gleicht sich dieser an. Als zweiter wichtiger Aspekt des mimetischen Verhaltens ist hervorzuheben, daß es nicht nur rezeptiv ist, sondern wiederum körperlich aufgeführt wird. Die Gesellschaft hat die Möglichkeit, auf die mimetischen Produktionen der Individuen zu antworten. Die Verdoppelung steht also unter sozialer Kontrolle; insofern hat sie einen öffentlichen Charakter.

Die Vorstellung des reflexiven Subjekts wird überwunden, wenn man erkennt, daß der Körper in eins mit seinem instrumentellen Gebrauch nachahmende, darstellende, aufführende Akte vollzieht, in denen das Individuum auf andere Menschen Bezug nimmt. Was an ihm als Natur erscheint, ist sozial gemacht worden. Die Konstruktion von Ordnungen findet nicht in einem Innenraum statt, nicht im Raum eines reflexiven Subjekts, sondern ist ein Spiel mit vielfältigen Beteiligungen, gekennzeichnet durch die Bezugnahme auf andere Menschen und ihre Ordnungen.

Als Ausgangspunkt für mein weiteres Vorgehen habe ich die Körperpraxis ausgezeichnet. Insbesondere Bewegungen sind eine Weise des In-der-Welt-Seins, die keineswegs elementar ist, sondern durch und

6 Von Henri Wallon habe ich herangezogen: *L'évolution psychologique de l'enfant; Les origines de la pensée chez l'enfant; De l'acte à la pensée.*

7 Henri Wallon: *L'évolution psychologique de l'enfant*, 146.

8 Vgl. Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie.*

durch in Zusammenhänge der sozialen Welt eingefügt. In ihnen entstehen Regularitäten der Welt des Individuums, ein Vorverständnis, das sich unterhalb von Sprache und Texten bildet und soziale Ordnungen, die in einem gegenseitigen Formungsprozeß des Subjekts durch seine Umwelt und seiner Umwelt durch das Subjekt entstehen. In den noch nicht symbolischen, aber schon regelhaften und kodifizierten Bewegungen werden erste Ordnungen vorbereitet. Sie enthalten bereits auf der untersten Ebene der Entwicklung ein systematisierendes und gestalterisches Moment; am deutlichsten ist dies am Gebrauch der Hand erkennbar. Mit dem formenden Aspekt ist jener der sinnlichen Wahrnehmung verknüpft. In den Bewegungen der Hand werden die soziale und subjektive Welt mit dem Körper und mit den Sinnen erzeugt. Von Anfang an hat die Welt, die das Individuum mit Hilfe des Handgebrauchs erzeugt, sprachliche Qualitäten. Es kommt darauf an, die Körperlichkeit der sozialen Ordnungen und die Ordnungsmäßigkeit des Körpers, seiner Bewegungen, seiner Gestaltungen und Produkte in den Blick zu nehmen.

3. Geordnete Bewegungen und Ordnungen von Bewegungen

Bewegungen werden von den ersten Lebenstagen des Menschen an im Alltagsleben ausgebildet, eingeschliffen, gewohnheitsmäßig gemacht und in der individuellen Körpergeschichte zu Haltungen verfestigt; sie bilden eine soziale und individualgeschichtliche Kategorie. In ihr überkreuzen sich das Natürliche und Gesellschaftliche, das Individuelle und Allgemeine. Das Medium der Bewegung produziert Verbindungen, Berührungen, gegenseitig bewirkte Veränderungen – ein gemeinsames Spiel, das die Teilnehmer nicht unverändert läßt, sie an den Welten anderer Menschen beteiligt und zu einem Teil ihrer Gesellschaft macht.

3.1 Sprachmäßigkeit und Inkorporierung von Bewegungen

Bewegungen, die auf die Welt zugreifen, sind den Dingen nicht äußerlich. Sie rufen in diesen ein „Antwortverhalten“⁹ hervor. Von Arnold Gehlen stammt der Gedanke, daß bewegungsmäßige Handlungen an den Dingen bestimmte „Umgangsqualitäten“ hervorrufen und sich „buchstäblich mit den Sachen unterhalten, wobei jede freigelegte Eigenschaft aufgegriffen und in neuen Leistungen beantwortet wird“ (Gehlen 1972, 187). Die anthropologische Leistung von Bewegungen geht weit über die Manipu-

⁹ Arnold Gehlen: Der Mensch, 170.

lation der Umwelt und das Ausdrucksverhalten hinaus. Auf Grund ihrer „Sprachmäßigkeit“ (Gehlen 1972, 170) bilden sie einen „Schatz stummer Erfahrungen“, die der Handelnde an den Sehdingen mit einem Blick erkennen kann, wie man beispielsweise einer dünnwandigen Teetasse ihre Zerbrechlichkeit ansieht. Im geübten Handeln ist man fähig, aufgrund der visuellen Erscheinungen der Dinge die Eigenschaften zu erkennen, „die sie beweisen würden, wenn wir mit ihnen hantierten“ (Gehlen, ebd.).

Mit Hilfe von Bewegungen organisieren Menschen ihre Umgebung; sie stellen einen symbolischen Bewegungsraum her, in dem die Dinge nach ihren Umgangsqualitäten geordnet werden. Dieser enthält mehr als die gegebene Situation, insofern als er mögliche und zukünftige Bewegungen mit einbezieht. Viel mehr als eine einfache Strukturierung, enthält die symbolische Ordnung des Bewegungsraums potentielle, virtuelle und zukünftige Bewegungen und verknüpft sie mit den „Umgangsvorschriften und Gebrauchsandeutungen“ der Dinge (Gehlen 1972, 223). Sie interpretiert die Gegenwart im Hinblick auf zukünftiges Handeln und ermöglicht so einen praktischen Vorgriff auf die Dinge, die kommen werden. „Wir können sozusagen unser real gegenwärtiges Verhalten in einer Art inneren Stellungswechsels in ein nächstmögliches Verhalten hinein fortsetzen“ (Gehlen 1972, 185). Eine solche praktische Erkenntnis bildet, unterhalb der Sprache, eine vorreflexive Schicht, in der bereits Kommunikation, Bedeutungen, Antizipation, Interpretation und zukünftige Absicht vorhanden sind. Der Anblick der Dinge genügt, um Bewegungen in Gang zu setzen; diese erfolgen bewußtlos und sicher aus sich selbst (Gehlen 1972, 223).

Unterhalb des kognitiven Denkens und ontogenetisch früher als die verbale Sprache entsteht aus Bewegungen heraus eine Kommunikation des Individuums mit der Welt, in der sowohl die Dinge als auch die Handlungen „sprachmäßig“ werden. In Gehlens Darstellung erhalten Bewegungen freilich eine eigenartige Autonomie, als konstruierten sie aus sich selber heraus die Dinge und ihre Verhalten. Die Tatsache, daß sie erlernt, sozial geformt, anezogen, korrigiert, gefordert werden, nimmt Gehlen nicht zur Kenntnis. Nach seinem Entwurf befindet sich der Einzelmensch direkt vis-à-vis der Welt und konstruiert vollkommen selbständig seine symbolische Raumordnung. Im Gegensatz zu dieser autistischen Konzeption zeigen die anthropologischen, soziologischen und historischen Arbeiten von Marcel Mauss, Norbert Elias, Michel Foucault und Pierre Bourdieu, daß Bewegungen im Kontext einer Gesellschaft von außen geformt und zugleich unter wesentlicher Mitwirkung des Individuums ausgebildet werden. Das Subjekt bewegt sich nicht in einer privaten Umgebung, sondern in einer gesellschaftlich geformten, von Kulturtechniken geprägten und von Machtbeziehungen durchzogenen Sozialwelt. Es befindet sich nicht in einem Raum freier Beliebigkeit, in dem

es aufgrund seiner privaten Erfahrungen eigene symbolische Ordnungen bilden kann, sondern es wird in unabhängig von ihm existierende, weitgehend genormte Bewegungsweisen eingeübt, in ein mimetisches Verhalten, bei dem es die Modelle seiner unmittelbaren, selbstverständlichen Umgebung entnimmt. Man kann also erwarten, daß die von Menschen hergestellten Ordnungen im Zusammenspiel von individuellen Handlungen und gesellschaftlichen Anforderungen entstehen.

Marcel Mauss beschreibt, wie der Körper technologisch umgeformt, an gesellschaftliche Gebrauchsweisen angepaßt und auf diese Weise zu einem speziellen zivilisatorischen Ding gemacht wird.¹⁰ In diesem Vorgang werden Bewegungskönnen und praktisches Erkennen erworben, die für die Integration in die jeweilige Gesellschaft, in die von ihr eingerichteten und gegenüber ihren Mitgliedern geforderten symbolischen Ordnungen notwendig sind. Bewegungen sind in dieser Sichtweise nicht Werkzeuge eines Individuums, nicht von seinem Willen abhängig, sondern sein Körper wird entsprechend den Ordnungen der Gesellschaft zivilisationstechnisch bearbeitet und deren Anforderungen angepaßt. Bevor Menschen Instrumente bedienen, haben sie bereits „die Gesamtheit der Techniken des Körpers“ herausgebildet (Mauss 1978, 206).

In diesen Prozeß der Technisierung des Körpers und Anpassung an die Gesellschaft mit ihren kulturellen Gegenständen werden Bewegungen in soziale Zusammenhänge eingebunden, sie werden zu habitualisierten Tätigkeiten gemacht, die sowohl persönlich angeeignet und individuell ausgeführt als auch in die Ordnungen der Gesellschaft eingefügt werden. Auf diese Weise werden die Vorschriften, Anforderungen und Normen, deren Einhaltung die Gesellschaft von ihren Mitgliedern verbindlich verlangt, inkorporiert. Dies geschieht nicht als eine von außen auferlegte, gesellschaftlich erzwungene Übernahme einer fremden Ordnung, sondern als eine Konstruktion des handelnden Individuums selbst.

Norbert Elias beschreibt in seinem Hauptwerk die Inkorporierung sozialer Ordnungen in die Individuen als Wirkungen des Zivilisationsprozesses.¹¹ In diesem Geschehen wird der Körper von sozialer Kontrolle besetzt und zugleich unter eine von der Psyche und den Muskeln des Individuums selbst ausgeübte Aufsicht gestellt. Von innen her lenken die in Selbstzwang umgearbeiteten sozialen Ordnungen das Individuum vermittelt seines psychischen und anatomischen Apparats. Der Aufbau des Psychischen, der auf diese Weise zustande kommt, wird von Elias als ein Vorgang entworfen, in dem Dispositionen, soziale Gefühle, Bewertungen, Beurteilungsmaßstäbe und moralische Grundsätze herausgebildet werden.

¹⁰ Marcel Mauss: Die Techniken des Körpers.

¹¹ Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation.

3.2 Die Subjektivierung gesellschaftlicher Ordnungen

Während Elias die soziale Ordnung, die dem Körper im Zivilisationsprozeß gegeben wird, als eine Folge von expliziten Vorschriften, Anweisungen, Kontrollverfahren und Korrekturakten darstellt, gehen Michel Foucault und Pierre Bourdieu einen Schritt weiter. Foucault analysiert die Rolle von spezifischen Institutionen bei der Herstellung der sozialen Ordnungen, die von den Individuen einverleibt werden. Sein zentraler Begriff bei der Beschreibung des körperlichen Formungsprozesses ist die Übung. In den seit Beginn der Moderne geschaffenen Disziplinarinstitutionen, wie in der Fabrik, Schule, dem Krankenhaus und Gefängnis, werden den Individuen mit Hilfe körperlicher Exerzitien spezifische Positionen in der räumlichen und zeitlichen Ordnung der Gesellschaft zugewiesen und die geforderten Verhaltensweisen regelrecht eingebläut. In allen von Foucault untersuchten Institutionen wird das eine Ziel verfolgt, die Individuen mit Hilfe explizit und minutiös geregelter sozialer Praktiken zu disziplinierten und auf diese Weise zu unauffällig funktionierenden, „normalen“ Bürgern zu machen.

Die Übung ist „jene Technik, mit der man dem Körper Aufgaben stellt, die sich durch Wiederholung, Unterschiedlichkeit und Abstufung auszeichnet“¹². In den Übungen werden Bewegungen nach einer exakt strukturierten raum-zeitlichen Ordnung ausgeführt und anhand festgelegter Kriterien genau kontrolliert. Seine Plastizität macht den Körper gelehrig; er übernimmt die vorgegebenen Bewegungen, formt sich selbsttätig grundlegend um, produziert die verlangten Verhaltensweisen, reproduziert auf diese Weise die sozialen Ordnungen und übernimmt die Kontrolle über sich selbst. Die Disziplinarinstitutionen nutzen diese Gelehrigkeit der Körper; sie weisen jedem Individuum einen genau gekennzeichneten Platz zu, mehr noch: sie definieren jedes Individuum durch genau den Platz, den es im gesamten Funktionszusammenhang einnimmt. Nicht nur werden die gesellschaftlichen als individuelle Ordnungen verinnerlicht, sondern das Individuum findet in jenen auch seinen Platz.

Anders als Foucault, der die Herstellung des disziplinierten Individuums in spezialisierten Institutionen untersucht, geht Pierre Bourdieu auf die alltäglichen Bewegungen der sozialen Subjekte ein, mit denen sie sich die objektiven Strukturen der Gesellschaft einverleiben. In dem von ihm beschriebenen Prozeß wird deutlich, welche Beiträge der Handelnde selbst für die Aneignung, subjektive Ausdeutung und individuelle Gestaltung der sozialen Ordnungen leistet, indem er die von außen gesetzten Zwänge, Erwartungen, Normen in die individuelle Biographie seiner

12 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 207 f.

Person umwandelt. Viel stärker als Foucault bezieht Bourdieu die Arbeit der Individuen ein, mit der sie aus den gesellschaftlichen Ordnungen eigene subjektive Konstruktionen bilden.

In diesem Prozeß bilden die Subjekte soziale Fähigkeiten, praktisches Wissen, Dispositionen, Wahrnehmungs- und Bewertungsweisen heraus, die sie zu einem systematischen Gesamtkonstrukt synthetisieren, von Bourdieu als „Habitus“ bezeichnet. Mit Hilfe dieser Instanz werden die sozialen Ordnungen im Inneren der Subjekte dargestellt und wiederum alle individuellen Verhaltensweisen generiert, mit denen jene als subjektive Ordnungen reproduziert werden. Den sozialen Bedingungen, unter denen eine gesellschaftliche Gruppe lebt, entspricht auf der Seite der Subjekte eine Homogenität der Habitusformen, die Handlungen erzeugen, durch die eine Übereinstimmung mit den sozialen Ordnungen hergestellt wird. Die Regelmäßigkeit der individuellen Handlungen entspricht jener der sozialen Praxis. Subjektive und objektive Ordnungen korrespondieren einander.¹³ „Alles geschieht so, als ob der Habitus, ausgehend vom Zufall und von der Kontingenz (der sozialen Praxis – meine Hinzufügung, G. G.), Kohärenz und Notwendigkeit herstellen würde; als ob er es fertig brächte, die Wirkungen der sozialen Notwendigkeit zu vereinheitlichen, zusammenzufassen, die seit der Kindheit mittels der materiellen Existenzbedingungen erfahren werden.“ (Bourdieu 1980, 134)

Typisch für den Prozeß der Inkorporierung ist, daß das Einverleibte „jenseits des Bewußtseinsprozesses angesiedelt“ und daher unkommunizierbar ist; es befindet sich, als „zu Körpern gemachte Werte“, auf einer Ebene unterhalb von Sprache und Bewußtsein (Bourdieu 1979, 200). Die individuellen Ordnungen des sozialen Subjekts sind nicht Ergebnis eines reflektierten oder intendierten Prozesses; sie sind erzeugt von einer „den Praktiken immanenten Vernunft, die ihren Ursprung weder in den ‚Entscheidungen‘ der Vernunft, eines bewußten Kalküls, noch in den Determinierungen durch Mechanismen findet, die dem Handelnden äußerlich oder übergeordnet sind“ (Bourdieu 1980, 85). Die Fähigkeit, solche Handlungsweisen zu erzeugen, die mit den sozialen Ordnungen übereinstimmen, nennt Bourdieu den „praktischen Sinn“ (*sens pratique*). Mit dieser Bezeichnung hebt er hervor, daß dieser Sinn nicht explizit gelehrt und gelernt, sondern in der Praxis erworben, in unzähligen Wiederholungen geübt und angewendet wird. Er ist in die praktischen körperlichen Tätigkeiten der Subjekte involviert; diese benötigen keine Distanz, keine Reflexion, um sofort und ohne Überlegung zu wissen, was in einer Situation zu tun ist. So sieht ein Fußballer die Mitspieler mit einem Blick und weiß, ohne nachzudenken, welche Aktion er im nächsten Augenblick zu tun hat. Sobald er zögert und nachzudenken beginnt, ist es um den Erfolg seiner Handlung geschehen.

13 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis.

Über Bewegungen und Körperhaltungen werden die sozialen Ordnungen im Inneren der Subjekte nachkonstruiert. Mit ihnen übernimmt das Subjekt mehr als nur motorische Schemata; es erweitert seine Welt. „Daß man bestimmte Positionen oder Körperhaltungen einnimmt, heißt, wie man seit Pascal weiß, daß die von diesen ausgedrückten Gefühle eingefloßt oder verstärkt werden. Die Geste verstärkt, wie das Paradox des Schauspielers oder Tänzers lehrt, das Gefühl, das wiederum die Geste verstärkt. Auf diese Weise erklärt sich die Stellung, die alle Regimes mit totalitären Zügen jenen kollektiven körperlichen Praktiken verschaffen, die dazu beitragen, das Gesellschaftliche zu inkorporieren, indem sie es symbolisieren, und die mit Hilfe dieser körperlichen und kollektiven Mimesis der sozialen Orchestrierung darauf abzielen, diese zu verstärken... Die ‚geistigen Exerzitien‘ sind körperliche Exerzitien, und zahlreiche moderne Trainingsweisen sind eine Form innerweltlicher Askese“.¹⁴

Über körperliche Übungen, Exerzitien und Training kommt es dazu, daß die sozialen Subjekte innere, unterhalb des Bewußtseins liegende Ordnungen herstellen, die sie fähig machen, sich in den jeweiligen sozialen Feldern angemessen zu verhalten. Inneres und Äußeres sind zwei Seiten des Körpers. Arme und Beine sind „voller verborgener Imperative“ (Bourdieu 1980, 128), mit denen man in der Kindheit und in späteren Erziehungsprozessen konfrontiert wurde („Sitz gerade!“ „Sprich nicht mit vollem Mund!“). Vieles von dem, was wir gelernt haben, ist freilich nie sprachlich ausgedrückt worden. So lernt man viele körperliche Verhaltensweisen und -haltungen direkt von Vorbildern, indem man sie beobachtet, sie nachahmt, etwas so tut wie sie, beispielsweise wenn man einem Tennislehrer beim Aufschlag zusieht und dann versucht, die gleiche Bewegung nachzumachen. „Es gibt eine Vielzahl von Dingen, die wir allein mit unserem Körper verstehen, diesseits des Bewußtseins, ohne sie mit Worten ausdrücken zu können... es gibt Dinge, die man nicht ausdrücken kann, und die sportlichen Praktiken sind solche Praktiken, in denen das Verstehen körperlich ist. Sehr oft kann man nur sagen: ‚Schau, mach‘ wie ich.‘“ (Bourdieu 1987, 214 f.)

Bewegungen sind der Ansatzpunkt für die Subjektivierung der sozialen Ordnungen. Diese werden, über Bewegungen vermittelt, in die Körper hineingenommen und von den Individuen angeeignet. Auf diese Weise kommt es, daß die Subjekte in den sozialen Ordnungen ihre eigenen wiedererkennen. Die Einverleibung des Sozialen ist der Grund dafür, daß die Individuen an die gesellschaftliche Ordnung als fraglos gegebene glauben. Aufgrund der Tatsache, daß sie diese selbst miterzeugt haben, ist sie ihnen gewiß und ein Teil ihrer selbst geworden.

¹⁴ Pierre Bourdieu: *Choses dites*, 216.

4. Ordnungen der Hand

Durch den Gebrauch der Hand, die Gehlen mit Recht als „Führungsorgan“ bezeichnet, werden einige der Bedingungen erzeugt, die überhaupt erst die geistige Erfassung und sprachliche Benennung der sozialen Welt möglich machen. Ich habe auf die Bedeutung der Plastizität des Körpers bereits hingewiesen – die Hand besitzt von allen Körperteilen im höchsten Ausmaß die Fähigkeit, zu formen und geformt zu werden. Einerseits verändert und modelliert sie die Welt, auf der anderen ist sie fähig, sich dieser auf das Engste anzupassen. Diese zweiseitige Plastizität, die sich darin ausdrückt, daß sie vielfältige Gestalten anzunehmen und sowohl sich selbst als auch die Umweltdinge auf verschiedenste Weise zu formen vermag, läßt die Hand als das Zentrum der Herstellung von Ordnungen durch den Körper erscheinen. Sie vollzieht Handlungen, die auf die Welt zugreifen.

Ihre Vermittlung zwischen den Dingen und dem Körper läßt beide Seiten nicht unverändert. Ebenso wie die manipulierten Gegenstände mit einem spezifischen „Antwortverhalten“ reagieren, integriert das Individuum die Weise, wie die Hand mit ihnen umgeht, in eine von ihm erzeugte Ordnung. Die Berührung stellt die Gewißheit her, daß es den berührten Gegenstand gibt. Sie hat einen objektiven und subjektiven Aspekt – Berührung und Ergreifen heben den Gegenstand nicht nur hervor, sondern lösen ihn auch aus seinem Kontext heraus und zeigen ihn als einen spezifischen. Die subjektive Seite daran ist, daß das Individuum den Gegenstand inkorporiert, verinnerlicht; im vorhergehenden Abschnitt habe ich angedeutet, wie dies geschieht. Das Berührte und Ergriffene, das unabhängig von der Hand existiert, ist für den Handelnden nicht weniger wirklich als sein Körper, als seine Hand selbst. Für diesen gibt es den Gegenstand insofern, als dessen Behandlung und Antwortverhalten in seinen Körper übernommen worden ist. Der Handgebrauch hat einen wesentlich konstruktiven Aspekt, der sowohl das Verhalten der Dinge als auch die materielle Beschaffenheit der Hand umfaßt.

4.1 Die geordnete Hand

Die Hand erhält ihre vielfältigen Handlungs-, Wahrnehmungs- und Ausdrucksfunktionen im Laufe einer langen und feinsten Einzelheiten erfassenden „Erziehung“. Dabei entsteht ein zunehmend differenzierter Gebrauch, bei dem mehrere Stufen unterschieden werden können:¹⁵

¹⁵ Die folgende Differenzierung entwickelt Jean-Hubert Leveau in: *Main-objet et main-image*.

Beim Neugeborenen findet man die einfachste Form des Gebrauchs, bei der die fünf Finger und die Handfläche eine gemeinsame, ungeschiedene Funktionseinheit bilden (s. Abb. 1¹⁶). In diesem Stadium gibt es weder eine Differenzierung der Finger noch ein Zusammenwirken der beiden Hände. Es können Dinge berührt und festgehalten, die Oberfläche und Form von Gegenständen abgetastet und eigene Bewegungsschemata herausgebildet werden. Aber schon hier werden in Körperbildern sowohl die Hand als auch ihre Gebrauchsweisen repräsentiert. Diese Bilder erfüllen eine wichtige Funktion insbesondere dafür, daß der inkorporierte Gegenstand Hand (die Hand als Bild) entstehen kann. Sie erhalten im Laufe der Entwicklung immer mehr Eigenständigkeit gegenüber der Umgebung und den Bewegungen.



Abb. 1

Mit dem zweiten Entwicklungsschritt beginnt der Daumen sich selbständig gegenüber den Fingern zu bewegen (s. Abb. 2). Das Individuum kann nun Gegenstände fest in der Hand halten. Im Handbild entsteht ein Zwischenraum zwischen Daumen und Fingern, ein erster künstlich geschaffener räumlicher Unterschied, der später als ein Maß verwendet wird. Auf der dritten Stufe erhält der Zeigefinger seine eigene Beweglichkeit; mit diesem Stadium beginnen die individuellen Bewegungen, das Zusammenspiel und die Feinkoordination der Finger (s. Abb. 3). Von dieser Stufe an wird die Verwendung von Werkzeugen möglich. Zwischen den beiden sensiblen und beweglichen Flächen von Daumen und Zeigefinger können Gegenstände erspürt werden.



Abb. 2



Abb. 3

16 Diese und die folgenden Abbildungen sind dem Aufsatz von J.-H. Leveau (vgl. Anm. 15) entnommen.

Die Eigenständigkeit der anderen Finger, die auf der vierten und fünften Stufe erworben wird, ist die Folge einer Schulung der Hand (s. Abb.en 4 und 5). Dieser Gebrauch hat bereits so etwas wie einen intelligenten Aspekt; er läßt sich beispielsweise beim Schreibmaschineschreiben und Klavierspielen beobachten.



Abb. 4



Abb. 5

Die Erziehung der Finger, die zu einer wirklichen Dressur werden kann, steigert die Strukturierungsmöglichkeiten der Hand in einem erheblichen Ausmaß. Sie erhöht die motorischen und sinnlichen Fähigkeiten der einzelnen Finger und führt zu äußerst komplexen instrumentellen, gestuellen und ästhetischen Leistungen (s. Abb. 6). Aufgrund ihrer Artikulationsfähigkeit beginnt die Hand, Raum und Zeit einzuteilen. Die raum-zeitliche Strukturierung tritt insbesondere am Zählen hervor, im Nacheinander der einzelnen Fingerbewegungen, die in einem zeitlichen Ablauf jeweils eine Zahl markieren. Dabei wird nicht nur die einzelne Zahl gezeigt oder genannt, sondern es wird eine Weiterbewegung von Zahl zu Zahl vollzogen. Diese Fähigkeit wird voll entfaltet, wenn alle Finger ihre Eigenständigkeit erlangt haben. Die Hand wird dann das feine Instrument der Gliederung, Strukturierung und Artikulation, die nicht mehr nur gleichförmig, sondern auch nach allen möglichen selbst gesetzten und gefundenen Regeln vorgenommen werden.



Abb. 6

4.2 Das Erzeugen von Ordnungen durch den Gebrauch der Hand

Mit Hilfe des Handgebrauchs legt das Subjekt Ordnungen über die vorgefundene und behandelte Welt. Als erste Ordnung ist die räumliche Gliederung zu nennen, wie sie beispielsweise in Strichzeichnungen, Markierungen von Abständen oder von Einheiten auftritt. Dabei folgt die Gliederung der Bewegung; an ihrem Leitfaden wird der Zeitfluß zu einer

temporal artikulierten Welt strukturiert, in der das Erste vor dem Zweiten und dieses wiederum vor dem Dritten getan wird, eine Welt der gleichförmigen Strukturierung einer Zahlenordnung.

Die Hand mit vier und mehr funktionalen Einheiten, die das Individuum beherrschen lernt, ist für gestische und rituelle Bewegungen geeignet. Ihre hohe Differenziertheit und Artikulationsfähigkeit von Raum und Zeit, ihre sinnlichen, gestalthaften Strukturierungen ermöglichen die Ausformung von Symbolen. Die differenzierte Bewegungsfähigkeit der Hand, so der Handchirurg Levame, ist von Natur aus anatomisch und physiologisch vorbereitet, aber der tatsächliche Erwerb dieses Vermögens ist Ergebnis von Schulung, Lernen und Erziehung, das Resultat eines sozialen Prozesses. Dieser geschieht implizit aufgrund des Aufforderungscharakters der Umgebung und explizit mit Hilfe von Handlungsanweisungen, Konventionen, Vorbildern, verlangten gesellschaftlichen Praktiken, die sich ständig wiederholen, beispielsweise beim Essen, Handgeben, Werkzeuggebrauch, Bedienen von Geräten und Spielen von Instrumenten.

Der immer weiter differenzierte Handgebrauch erzeugt neue Dimensionen, Bereiche und Schichten der Gegenstandswelt. Nicht nur Objekte außerhalb des Körpers, sondern auch dieser selbst, angefangen bei der Hand und allem, was sie berührt, greift und tastet, wird exploriert und erhält eine Gestalt. Der Körper wird in fein strukturierte Formen gegliedert, mit sensiblen Oberflächen ausgestattet, die wiederum auf die Handintervention taktil, in diesem Fall propriozeptiv, antworten, wobei das Antwortverhalten symbolisch gedeutet und wiedererkennbar gemacht wird. Diese Tätigkeiten bereiten die Benennungen von Körperzonen und ihrer sensiblen Eigenschaften vor; sie richten den Platz ein, den später Empfindungsausdrücke einnehmen werden. Bevor man einen Körperteil bezeichnet, hat man ihn aus seiner Umgebung herausgetastet. Erwachsene versuchen manchmal, wenn sie den Namen eines Körperteils oder einer Empfindung vorübergehend vergessen haben, diesen mit Hilfe von Tastbewegungen wiederzufinden. Die Sprache über Empfindungen beruht auf einer umfangreichen Praxis des Tastens und der Propriozeption.

Die Hand selbst ist, obwohl sie viele Eigenschaften einer Sprache besitzt, nicht zum Benennen fähig. Für die Erzeugungen von Bedeutungen ist sie auf die verbale Sprache angewiesen. Deren Benennungen kann sie allerdings dynamisch modifizieren. Sie erzeugt nicht die Identität des Benannten, sondern ist an die jeweils einzelne Erscheinung und Bewegung gebunden. Während eine sprachliche Bezeichnung über alle Einzelgebräuche hinaus gleich bleibt und als ein invariantes Wort für viele unterschiedliche Vorkommnisse verwendet wird, gleicht ein Handgebrauch nie einem anderen. Freilich sind viele verschiedene Verwendungsweisen einander ähnlich. Dieser Umstand ist nicht einfach nur als Nach-

teil des Handgebrauchs gegenüber der Sprache aufzufassen. „Das Individuum hat ständig wiederkehrende Folgen von Gesten zu reproduzieren, aber muß sie stets adaptieren und organisieren, denn diese sind niemals vollkommen und die materiellen Bedingungen niemals identisch“. ¹⁷ Die Unmöglichkeit, eine Bewegung exakt zu reproduzieren, ist die Bedingung dafür, daß die Hand sich an immer neue Umstände anpaßt, daß sie Variationen erzeugt, sich immer wieder neu organisiert, von neuem Beziehungen zu anderen Bewegungen des Individuums oder zu anderen Individuen herstellt.

Betrachten wir die verschiedenen mit Hilfe des Handgebrauchs entstehenden Ordnungen. Eine von ihnen entsteht aus Berührung, Nachfahren, Nachformen – alle diese Handbewegungen sind produktive Wiederholungen von Dingen der zur Verfügung gestellten Welt, die gestalthaft gegliedert wird. Eine zweite Ordnung ist diejenige der Raumgliederung. Ihre Strukturierung wird durch Spuren oder Inschriften der Hand, die in den Raum hineingreift, erzeugt. Bei der Konstruktion der Raumordnung kooperiert die Hand mit dem Gesichtssinn. Diese Zusammenarbeit setzt sich auf höheren Stufen in immer komplexeren Weisen fort. Die hergestellte räumliche Ordnung strukturiert ertastete und gesehene Räume. Dabei bleiben beide Erfahrungsmodi nicht getrennt, aber verschmelzen auch nicht miteinander, sondern ergänzen und setzen einander fort. Eine der wichtigsten Leistungen der Hand besteht darin, daß sie neue Wahrnehmungsmöglichkeiten, Aspekte und Blickweisen erzeugt. In Hinweisen, in gestischem Spiel, in der Nachahmung von Bewegungen entfaltet sie ihre Kreativität, nämlich die Fähigkeit, eine Fülle verschiedenartiger Referenzen und Ordnungen zu erfinden.

Diese protosemantischen Konstruktionen der Hände werden für den Gebrauch sprachlicher Benennungen genutzt. „Worte und Gegenstände wären Ausfluß und Ergebnis eines einzigen einheitlichen Erlebnisses, eben der Darstellung durch die Hände.“ ¹⁸ Dieser Zusammenhang tritt einerseits im Nachspielen hervor, bei dem die Hand zu einer Gestalt des Nachgeahmten gemacht wird, andererseits in zeichnerischen und malerischen Gesten. Zeichnen und Malen nach einem Vorbild ist Vergeisserung einer anderen Welt – die künstlerische Geste gibt die Gewißheit, daß diese vorhanden ist, daß sie der Künstler in einer bestimmten Sichtweise wieder herstellt und dabei auf seine Weise anordnet. Mit diesen letzten Überlegungen ist schon die Strukturierung der Zeit einbezogen worden. Im gestischen Gestalten der Erfahrungswelt wird die Bewegungszeit gegliedert – als Ablauf, Reihenfolge, Geschwindigkeit, Rhyth-

¹⁷ Jean Pelegrin: *La main et l'outil préhistorique*, 22.

¹⁸ Elias Canetti: *Masse und Macht*, Bd. I, 241.

mus. Dabei kann die Integration des Raums in ein zeitliches Schema besonders wichtig werden, beispielsweise bei der gestischen Malerei oder in der Musik.

Das Zählen geht ebenfalls aus der freien Zeit- und Raumgestaltung hervor. Es beginnt willkürlich mit dem ersten Schritt, dann aber werden die Gestaltungsprinzipien als feste, unveränderbare Regel gesetzt und mit unnachgiebiger Strenge eingehalten. Ebenso geschieht es beim räumlichen Vermessen mit der Hand. Ob man beim Zählen mit der ganzen Hand oder mit einem Finger, von links oder von rechts beginnt, welche Finger man in welcher Reihenfolge verwendet, welche Bezeichnungen gewählt werden, alles dies beruht zwar auf Konventionen, aber ist – im Alltagsgebrauch – absolut nicht verhandelbar.¹⁹ Jeder einzelne muß dabei vorgehen wie alle anderen. Zählen ist ebenso stark gesellschaftlich reguliert wie Messen oder Benennen. Es stehen dabei nicht nur die Bewegungen und die Zahlwörter fest, sondern es wird auch die Bewegungsrhythmik und Geschwindigkeit kontrolliert. Man darf weder zu schnell noch zu langsam zählen, man muß einen bestimmten Bewegungsfluß erzeugen und ihn mit einem gleichförmigen Stimmeinsatz begleiten. Aus diesen Konstruktionsleistungen entsteht eine erste Ordnung des Zählens, eine rekursiv aufgebaute Ordnung, die nicht allein den Bewegungen angehört, sondern eine gedachte ideale Ordnung darstellt, die sowohl die Zeit als auch den Raum mit Hilfe der gedanklichen Prinzipien der Zahlenordnung untergliedert.

4.3 Soziale Ordnungen und symbolische Welten

An der gesellschaftlichen Verwendung der Hände setzt eine ganze Zivilisationstechnologie an. Ihre Gelehrigkeit wird genutzt für Werkzeuggebrauch, für Spiele, Malerei, Musik, für das Schreiben und Zählen, für Hindeuten und Hervorheben und für soziale Gestiken. Am Handgebrauch zeigt sich der zivilisatorische Stand einer Person. Die Vielzahl der Sozialtechniken, die hohen Ansprüche an das Verhalten, die Feinheit der Regulierungen, die starke Befrachtung mit Symbolik, die variable Artikulation und die Ritualisierung – alles dies macht die Hände zu außerordentlich regulierten Körperteilen. Die meisten dieser Leistungen gehen ontogenetisch den entwickelten Sprachformen vorher und bereiten diese vor. Selbst sozial erzeugt, wirkt die Hand wesentlich daran mit, der sozialen Welt eine Ordnung zu geben. Die ordentliche Hand ist selbst ordnend. Die großen Orientierungen der Gesellschaft, ihre fundamentalen Einteilungen werden im Handgebrauch vorbereitet.

19 Vgl. Georges Ifrah: Universalgeschichte der Zahlen, 36–60.

Dieser Gedanke wird zum ersten Mal in einer frühen Arbeit von Robert Hertz²⁰ systematisch entwickelt. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Tatsache der Zweihändigkeit des Menschen. Wenn man nur von „der“ Hand spricht, übergeht man die Tatsache, daß die beiden Hände ungleich benutzt werden. Die Differenzierung zwischen rechter und linker Hand und die damit einhergehende ungleiche Verwendung ist nach Hertz über alle Kulturen verbreitet. Mit Hilfe des Handgebrauchs wird das soziale Universum in eine rechte und eine linke Hälfte aufgeteilt und entsprechend der Werte, die rechts und links zuerteilt werden, klassifiziert. Mit der rechten Hand wird begrüßt, gegessen, gesegnet; sie ist die reine Hand. Ausschließlich mit ihr dürfen bestimmte rituelle Akte vollzogen werden; sie ist die gute Hand. Alle Gegensätze zu diesen Leistungen, Bewertungen und Eigenschaften werden der linken Hand zugeschrieben: Was die rechte darf, ist der linken versagt. Dafür hat diese wiederum Aufgaben in Bereichen des Unreinen zu erfüllen, die die rechte Hand unterlassen muß.

Über den Körper wird eine regelrechte Geometrie gelegt, die die Funktionen, symbolischen Deutungen und Bewertungen anordnet. Der Gebrauch beider Hände wird einem Schema der Gegensätzlichkeit, der spiegelsymmetrischen Opposition unterworfen, das zur Einteilung der praktischen Funktionen, symbolischen Gesten und moralischen Bewertungen dient. Vom Körper, von seiner Einteilung aus – in eine geschickte, reine, sozial akzeptierte Hand und ihr Gegenteil – wird eine dualistische Ordnung über die Person und das ganze soziale Universum ausgebreitet.

Mit der Einteilung von rechts und links wird eine Ordnung der Einschließung und Ausschließung festgesetzt. Sie entscheidet, auf welche Seite ein Mensch oder eine Gruppe gehört, ob auf die Seite des Reinen, Geraden, Angesehenen, des Heiligen oder auf die andere Seite des Unreinen, Ungeraden, des Profanen. Die binäre Differenzierung der großen Weltordnungen haben hier ihren Ausgangspunkt, insbesondere die Einteilung der Menschen nach männlich und weiblich, die wiederum mit einer Geographie der Symbole und Werte überzogen wird. Diese Gliederung des Raums ist, im Unterschied zu jener des Zählens und Messens, keine ideale; sie wird nicht nach einem Regelsystem konstituiert. Im unterschiedlichen Gebrauch der beiden Hände wird eine Ordnungs- und Urteilsstruktur hervorgebracht, die über Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit, über Annahme und Ablehnung, über rein und unrein, gut und schlecht entscheidet. Nach dem Modell der Körperdualität von rechts und links bauen traditionelle Gesellschaften die symbolische Darstellung

20 Robert Hertz: *La prééminence de la main droite*.

ihrer Sozialordnung auf. Auf diese Weise werden die Schneidungen des sozialen Raums als Positionen rechts und links einer gedachten Trennungslinie metaphorisch kartographiert.

Vom Handgebrauch selbst geht keine Wertung aus, aber er erzeugt eine Art und Weise des Ordners, ein Sprachspiel, das den Spielrahmen, den Spielraum und die Spielanlage für Bewertungen bereitstellt. Was die Hand so wichtig für das Denken macht, ist ihre Fähigkeit, Darstellungsmöglichkeiten zu finden oder zu erfinden und auszugestalten. Sie besitzt in eins mit ihrer praktischen auch eine darstellerische Funktion. So ist das Zugreifen ein praktischer Akt des Festhaltens, des In-Besitz-Bringens; es zeigt zugleich die Macht des Greifenden über den Ergriffenen. Es stellt das Verfügen-Können über das, was sich greifen läßt, dar. Im Akt des Greifens – so läßt sich diese Handlung interpretieren – führt die Hand das Verhältnis von Macht und Unterordnung auf, wie ein mikroskopisches Theaterstück des Alltagslebens, mit einem Bühnenraum, einer Rollenverteilung und einer Handlungsstruktur.

In analoger Weise läßt sich auch das Hindeuten beschreiben. Hierbei verfügt das Individuum nicht über den Gegenstand, es zeigt auf diesen und läßt ihn, wie er ist. Im ‚Theaterspiel‘ des Hindeutens sind viele Erfahrungen präsent, die die Hand mit dem gezeigten Gegenstand (oder vielen anderen Dingen, die diesem ähnlich sind) zuvor gemacht hat. Die ‚Rolle‘ des Gegenstands, auf den hingedeutet wird, ist in früheren Gebrauchsweisen bereits exploriert und erarbeitet worden. Im Werkzeuggebrauch wird das Spiel des Hindeutens fortgesetzt und weiter ausgestaltet. Der Gegenstand selbst wird mit regelhaften und ihm angepaßten Bewegungen behandelt und – im instrumentellen Gebrauch – auf ein anderes zu bearbeitendes Objekt angewendet. In diesem Spiel wird der ergriffene Gegenstand als Werkzeug dargestellt. Es wird gezeigt, wie er als Instrument auf ein entsprechendes Objekt angewendet wird und wie er dies verändert. Der Werkzeuggebrauch von symbolischen Gegenständen ist, nach einem Gedanken Wittgensteins, das Modell des instrumentellen Gebrauchs von Benennungen.²¹

Die Produktionen der ‚Handspiele‘ sind selbst noch keine Erkenntnisse, sondern konstruierte Ordnungen, die in Handlungen erzeugt werden und die Voraussetzungen für Erkenntnisse herstellen. Erzeugt werden sie im Wiederholen, Hindeuten, artikulierten Handgebrauch und in der unterschiedlichen Verwendung der rechten und linken Hand sowie in der instrumentellen Benutzung der Hand. Die ‚Handspiele‘ gehören zweifellos zu den ersten und wichtigsten Spielen im Leben des Menschen; sie lassen sich als Vorgänger der Sprachspiele ansehen. Ihre wesentliche

21 Vgl. Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen (PU) § 14 f.

Leistung besteht darin, daß sie die elementaren Regularitäten der Sprachspiele ausbilden, indem sie regelhafte Handlungsweisen in Bezug auf alles, was von der Hand erfaßbar ist, und eine verhaltensstrukturierte Umwelt erzeugen. Auf diese Weise tragen sie dazu bei, sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Ordnungen herzustellen.

Die regelhafte Verwendung der Hand gibt dem Handeln, Wahrnehmen und Denken eine grundlegende Systematik, die aus dem Berühren, Ergreifen, Zeigen, Anordnen entsteht. Aus ihr werden auf den weiteren Entwicklungsstufen erste Sprachspiele und eine strukturierte Umwelt hergestellt. Die Art und Weise, wie die ersten Umwelten beschaffen sind, kann auf höheren Stufen des Denkens korrigiert werden. Aber die Tatsache des Körpergebrauchs und der daraus konstruierten Welten kann nicht mehr zurückgenommen werden. Denn die regelhafte Verwendung des Körpers macht erst spätere Korrekturen und Zweifel möglich. Die durch den Handgebrauch hergestellten Ordnungen sind notwendige Bedingung von Erkenntnis und Sprache. Wittgensteins zentrale Kategorie des Gebrauchs findet ihre Fundierung in der materiellen Form des Körpers, die von der Verwendung der Hände exemplifiziert wird. Die Umwelt nimmt durch das handelnde Subjekt in der Weise Gestalt an, wie seine Hände mit ihr umgehen.²² Zu sagen, sie entstehe durch Gebrauch, heißt annehmen, daß sie in der sozialen Praxis mit Hilfe des Körpers, insbesondere der Hände geformt wird.

Es ist kein Zufall, daß Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen“ seine Annahme, der Gebrauch von Wörtern konstituiere, in den meisten Fällen, deren Bedeutungen, immer wieder an Beispielen des Handgebrauchs exemplifiziert: am Zugreifen, Herreichen, Fassen, Hinweisen. Die variable Funktionsweise sprachlicher Ausdrücke wird mit derjenigen von Gegenständen verglichen, die mit der Hand bewegt werden und deren Funktionen fortsetzen oder erweitern: mit Werkzeugen und Handgriffen.²³ Der Spracherwerb wird als Erlernen eines Umgehens mit Gegenständen, mit symbolischen Objekten, dargestellt.²⁴ Wenn jemand den Gebrauch eines Wortes lernt, geschieht dies nicht, weil er schon die Regel weiß, „sondern dadurch, daß er in anderm Sinn schon ein Spiel beherrscht“ (Wittgenstein PU § 31).

In vielen Fällen ist der Wortgebrauch eine Art „Greifen“ zu Namen für Dinge. Bedeutungen werden durch Greifen erzeugt; sie entstehen aus der Tätigkeit der Hand – auf höheren Ebenen im symbolischen, auf unteren Ebenen im wörtlichen Sinn. „Eine Bedeutung eines Wortes ist

22 Der Ausdruck „Umwelt“ ist insofern etwas mißverständlich, als durch den Handgebrauch der eigene Körper des Handelnden ebenfalls Gestalt gewinnt.

23 Vgl. Wittgenstein PU § 11 und § 12.

24 Vgl. Gunter Gebauer: Über Aufführungen der Sprache.

eine Art seiner Verwendung. – Denn sie ist das, was wir erlernen, wenn das Wort zuerst unserer Sprache einverleibt wird.²⁵ Auf den höheren Ebenen wird eine neue Wortbedeutung dem ‚Sprachkörper‘ wie eine Erweiterung des Körpers „einverleibt“. Durch Benennungen wird die Umwelt in einem realen und symbolischen Körper aufgenommen; daher sind sie viel tiefer verankert als nur in reinen Abmachungen und Übereinkünften. Lange bevor ein Kind sprachliche Ausdrücke für Gegenstände seiner Umgebung erwirbt, hat es in seinen primitiven Sprachspielen seine Umgebung symbolisch geordnet und auf diese Weise von ihr Besitz ergriffen.

5. Schlußbemerkungen

In dieser Arbeit habe ich versucht, eine Beziehung zwischen dem Körpergebrauch und den symbolischen Ordnungen herzustellen, die eine der wichtigsten Voraussetzungen der Sprache sind. Tatsächlich muß es solche Ordnungen schon geben, wenn sprachliche Benennungen, Qualifikationen und Klassifikationen eingeführt werden. Diese Voraussetzung kann weder durch Denken noch durch Handeln allein hervorgebracht werden. Die Erfahrungswelt steht nicht schon fertig vor den Individuen, sondern sie muß Stück für Stück in diese hinein geholt werden. Die Voraussetzung der Sprachmäßigkeit des Körpers ist die vorgängige Sprachmäßigkeit der sozialen Welt und der menschlichen Praxis. Mit Hilfe der Inkorporation kommt es dazu, daß die Gerechtigkeit der Erfahrungswelt als subjektive Strukturen nacherzeugt wird und in die Grundlagen der Praxiserfahrungen der Individuen eingeht.

Als erstes habe ich auf die soziale Rolle des Körpers, seine Sprachmäßigkeit und seine Fähigkeit, intelligent zu handeln, aufmerksam gemacht; als zweites auf die Strukturierung der gesellschaftlichen Welt, der Handlungen und der Subjekte; als drittes auf die wechselseitige Konstituierung von Subjekt und Welt, mit der die objektiven Strukturen der gegebenen Welt und die subjektiven Ordnungen der Handelnden weitgehend in Übereinstimmung gebracht werden. Mit Hilfe seines Körpers, seinen Sinnen und Handlungen verbindet sich das Subjekt mit der sozialen Welt, in die es gehört, und bildet auf einer präreflexiven Stufe inkorporierte Strukturen heraus, die den objektiven Ordnungen der sozialen Welt entsprechen.²⁶ Die Gesellschaft nimmt im Handeln der Individuen konkrete Gestalt an. Sie wird von den Individuen angeeignet, in sie hineingenommen und gestaltet. Auf der anderen Seite eignet sich auch die

25 Ludwig Wittgenstein: Über Gewißheit § 61.

26 Pierre Bourdieu: *Méditations pascaliennes*, 212 f.

Gesellschaft die Individuen dadurch an, daß sie ihnen bestimmte Positionen im strukturierten sozialen Raum zur Verfügung stellt. Weit entfernt, einen Gegensatz zu bilden, hat das Gesellschaftliche eine subjektive und das Subjektive eine objektive Seite.

6. Literatur

- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979 (frz. 1972).
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982 (frz. 1979).
- Bourdieu, Pierre: *Le sens pratique*. Paris: Minuit 1980.
- Bourdieu, Pierre: *Choses dites*. Paris: Minuit 1987.
- Bourdieu, Pierre: *Méditations pascaliennes*. Paris: Seuil 1997.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J. D.: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996 (frz. 1992).
- Canetti, Elias: *Masse und Macht*, 2 Bde., München: Hanser, 2. Aufl. 1976.
- Durkheim, Emile: *Les formes élémentaires de la vie religieuse*, Paris 1912 (dt.: *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981).
- Durkheim, Emile/Mauss, Marcel: *De quelques formes primitives de classification*. In: *L'année sociologique* 6, 1901–1902, 1–72.
- Elias, Norbert: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bde., Frankfurt/M.: Suhrkamp, 5. Aufl. 1978.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974 (frz.: 1966).
- Foucault, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977 (1. Aufl. 1976, frz.: 1975).
- Gebauer, Gunter: *Die Unbegründbarkeit der Sprachtheorie und notwendige Erzählungen über die Sprache*. In: Gunter Gebauer/Dietmar Kamper/Gert Mattenklott/Christoph Wulf/Konrad Wünsche: *Historische Anthropologie*. Reinbek: Rowohlt 1989, 127–170.
- Gebauer, Gunter: *Über Aufführungen der Sprache*. In: Jürgen Trabant (Hrsg.): *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*. Frankfurt/M.: Fischer 1995, 224–246.
- Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph: *Mimesis. Kultur, Kunst, Gesellschaft*. Reinbek: Rowohlt 1992.
- Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (Hrsg.): *Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph: *Spiel-Ritual-Geste. Das Mimetische in der sozialen Welt*. Reinbek: Rowohlt 1998.
- Gehlen, Arnold: *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. 12. Aufl. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1978 (1. Aufl. 1940).
- Gehlen, Arnold: *Vom Wesen der Erfahrung*. In: Arnold Gehlen: *Anthropologische Forschung*. Reinbek: Rowohlt 1961, 26–43.
- Holzkamp, Klaus: *Lernen*. Frankfurt/M./New York: Campus 1995.
- Honneth, Axel/Joas, Hans: *Soziales Handeln und menschliche Natur. Anthropologische Grundlagen der Sozialwissenschaften*. Frankfurt/M./New York: Campus 1980.
- Institut d'arts visuels (éd.): *La Main*. Orléans 1996.
- Kamper, Dietmar: *Geschichte und menschliche Natur. Die Tragweite gegenwärtiger Anthropologiekritik*. München: Hanser 1973.

- Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hrsg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.
- Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hrsg.): Das Schwinden der Sinne. Frankfurt: Suhrkamp 1984.
- Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hrsg.): Anthropologie nach dem Tode des Menschen. Vervollkommenheit und Unverbesserlichkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- Lenk, Hans: Interpretationskonstrukte. Zur Kritik der interpretatorischen Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- Leontjew, Alexander Nikolajewitsch: Probleme der Entwicklung des Psychischen. 2., revidierte Aufl. Kronberg/Ts., Athenäum 1977 (1. Aufl. 1973, russisch: 1959).
- Leroi-Gourhan, André: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988 (frz. 1965).
- Levame, Jean-Hubert: Main-objet et main-image. In: Eurasie. Cahiers de la Société des Etudes euro-asiatiques 4. Paris 1993, S. 9–18.
- Mauss, Marcel: Die Techniken des Körpers. In: Marcel Mauss: Soziologie und Anthropologie. Bd. 2. Frankfurt/Berlin/Wien: Ullstein 1978, 197–220.
- Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1968 (engl. 1934).
- Merleau-Ponty, Maurice: Le Visible et l'Invisible. Ed. par Claude Lefort. Paris: Gallimard 1964 (dt.: 1986).
- Pelegrin, Jean: La main et l'outil préhistorique. In: Eurasie. Cahiers de la Société des études euro-asiatiques 4. Paris 1993, 19–25.
- Piaget, Jean: La formation du symbole chez l'enfant. Imitation, jeu et rêve – Image et représentation. Neuchâtel: Delachaux et Niestlé 1959 (dt.: 1975).
- Plessner, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch. In: Helmuth Plessner: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Günter Dux/Odo Marquard/Elisabeth Ströker. Bd. IV. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981.
- Plessner, Helmuth: Ausdruck und menschliche Natur. In: Helmuth Plessner: Gesammelte Schriften. Hrsg. von Günter Dux/Odo Marquard/Elisabeth Ströker. Bd. VII. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.
- Trabant, Jürgen (Hrsg.): Sprache denken. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995.
- Wallon, Henri: Les origines de la pensée chez l'enfant. Paris: Presses Universitaires de France 1945.
- Wallon, Henri: Les origines du caractère chez l'enfant. Paris: Presses Universitaires de France 1949.
- Wallon, Henri: L'évolution psychologique de l'enfant. Paris: Colin 1968.
- Wallon, Henri: De l'acte à la pensée. Essai de psychologie comparée. Paris: Flammarion 1970.
- Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen. In: Ludwig Wittgenstein: Schriften. Bd. I. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1960.
- Wittgenstein, Ludwig: Über Gewißheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1969.

Grammatik zwischen Psychologie und Logik

Überlegungen zur Genese von Sprachkompetenz

KUNO LORENZ

1. Einleitung
2. Die Neubestimmung der Semiotik durch C. S. Peirce
3. Von der Handlung zum Sprachzeichen
4. Grammatik in Kunst und Wissenschaft
5. Literatur

1. Einleitung

Ursprünglich wurde unter Grammatik ganz allgemein ein Wissen von der Sprache verstanden, wobei dieses Wissen in einer Fertigkeit bestand – zunächst das Lesenkönnen –, die nicht ihrerseits noch einer sprachlichen Artikulation bedurfte: Das als Grammatik tradierbare Sprachwissen war operational und nicht propositional. Damit gehörte sie zu den poetischen Disziplinen, die in der Einteilung von Aristoteles gegenüber den theoretischen und den praktischen Disziplinen von minderem Rang war. Sie war weder eine auf Wahrheitsermittlung gerichtete Lehre – theoretische ›Philosophie‹ oder Wissenschaft im engeren Sinn – noch eine mit dem Gut-Lebenkönnen befaßte Lehre – praktische ›Philosophie‹ oder Wissenschaft im weiteren Sinn – mit der Folge, daß Sprache als Gegenstand einer theoretischen oder auch einer praktischen Wissenschaft im Sinne von Aristoteles nicht so ohne weiteres in Frage kam. Die Grammatik hatte nicht, wie eine theoretische Disziplin, die Aufgabe, nach Gründen (für die Geltung von Sätzen) zu suchen, und genau so wenig hatte sie die den praktischen Disziplinen gestellte Aufgabe zu lösen, (die für die Güte von Handlungen maßgebenden) Ziele zu bestimmen.

Als eine sprachliche Fertigkeit teilte sie diesen Status mit den beiden anderen sprachlichen Fertigkeiten, der Dialektik bzw. Logik und der Rhetorik, die seit dem 4. Jahrhundert die ersten drei, das ›Trivium‹, der

sieben artes liberales in der Erziehung eines ›Freien‹ bildeten. Sie unterschied sich jedoch von diesen beiden dadurch, daß ausdrücklich zwar die logischen Fertigkeiten im Rahmen der Geltungssicherung von den theoretischen Wissenschaften in Anspruch genommen und die rhetorischen Fertigkeiten von den praktischen Wissenschaften für die Anerkennung der Ziele benötigt werden, aber für die grammatischen Fertigkeiten keine besondere Rolle in den Wissenschaften vorgesehen war. Diese besondere Rolle erhielt die Grammatik stattdessen nach dem Vorbild der Poetik des Aristoteles in den (sprachlichen) Künsten.

In allen drei Fällen sind es durch Übung zu Fertigkeiten ausgebildete sprachliche Fähigkeiten, die in den Wissenschaften und Künsten in jeweils besonderer Weise zur Geltung kommen. Unter Verwendung einer gegenwärtig üblichen Terminologie kann man davon sprechen, daß bei den logischen Fertigkeiten die semantische Kompetenz, bei den rhetorischen Fertigkeiten die pragmatische Kompetenz, bei den grammatischen Fertigkeiten hingegen die syntaktische Kompetenz eingesetzt wird; alle drei Kompetenzen zusammen erst machen die Sprachkompetenz aus.

Wenn daher von Grammatik als Sprachwissen die Rede ist, so ist auf eine Zweideutigkeit zu achten. Sprachwissen bezieht sich als grammatische Fertigkeit weder auf ein Wissen über die beabsichtigte oder eintretende (praktische) Wirkung von Sprachhandlungen noch auf ein Wissen über die erwartete oder bestehende (theoretische) Zuverlässigkeit von Sprachzeichen, auch wenn für diese beiden Wissensformen, auf die man sich unter anderem beim Erwerb von Weltwissen stützt, grammatische Fertigkeiten ebenfalls in Anspruch genommen werden: im ersten Fall beim Aufbau einer Kommunikationstheorie, im zweiten Fall beim Aufbau einer Beweistheorie, zweier Hilfsdisziplinen, die dem Erwerb von (praktischem und theoretischem) Weltwissen dienen. Wird hingegen Sprachwissen als ein (sprachlich artikuliertes) Wissen über die (allgemeine) Sprachkompetenz beziehungsweise ihre (besondere) Realisierung in einer Sprachperformanz angesehen, so sind sämtliche sprachliche Fertigkeiten der Gegenstand dieses (propositionalen) Wissens; die sprachlichen Fertigkeiten treten in diesem Fall nicht selbst schon als (operationales) Wissen auf.

Die genannte Zweideutigkeit läßt sich terminologisch mit der Unterscheidung von Grammatik und Linguistik leicht beheben. Es ist dann auch verständlich, inwiefern Grammatiktheorie nur als Bestandteil der Linguistik erscheint, als ein Wissen allein über die grammatischen, nicht aber die übrigen sprachlichen Fertigkeiten. Schwieriger ist es, der mit dem Übergang vom operationalen Wissen der Grammatik zum propositionalen Wissen der Linguistik einhergehenden Bedeutungsverschiebung des Ausdrucks ›Sprache‹ in ›Sprachwissen‹ gerecht zu werden. In welchem Sinne sind die von der grammatischen Fertigkeit und damit der

syntaktischen Kompetenz unterschiedenen sprachlichen Fertigkeiten, traditionell also die rhetorischen und die logischen Fertigkeiten als Ausdruck pragmatischer und semantischer Kompetenz, überhaupt sprachspezifisch, setzen also die Sprache nicht nur als ein bloßes Hilfsmittel ein – für ein Wissen über die Wirkungen von Sprachhandlungen beziehungsweise ein Wissen über die Zuverlässigkeit von Sprachzeichen?

An dieser Stelle ist es unerlässlich, auf eine eigentümliche Doppelrolle der Sprache einzugehen, was helfen wird, auch die titelgebende Zwischenstellung der Grammatik zwischen Psychologie und Logik aufzuklären. Auf der einen Seite nämlich gehört Sprache als ein Zeichensystem, wird es verwendet, zu den Hilfsmitteln, die Welt der (äußeren) Gegenstände, der Partikularia, zugänglich zu machen, während sie auf der anderen Seite selbst einen Bereich (erzeugter) Gegenstände oder Artefakte bildet, die sich ihrerseits untersuchen lassen. Aber damit nicht genug! Die Zeichenfunktion der Sprache wird auf die Ausübung besonderer ›mentaler Handlungen‹ zurückgeführt, die als ›Denken‹ gegenwärtig sowohl in (empirisch) psychologischer Hinsicht zum Gegenstand der Kognitionswissenschaft als auch in (rational) logischer Hinsicht zum Gegenstand der Philosophie des Geistes gemacht werden, aber selbstverständlich die philosophische Tradition schon seit langem begleiten. Die Sprache als Gegenstand wiederum wird ebenfalls seit langem als Verkörperung des Geistes angesehen, also besonderer ›mentaler Gegenstände‹, die in traditioneller Redeweise rational als ›sinnliche Gestalt‹ eines ›begrifflichen Gehalts‹ und empirisch als Ausdruck psychischer Phänomene gelten; diese aber werden von der Logik beziehungsweise von der Psychologie untersucht.

Es sieht daher so aus, als stehe die Sprache als Gegenstand zwischen der ›inneren‹ Welt des Geistes oder der Seele und der ›äußeren‹ Welt der Partikularia, indem sie die innere Welt versinnlicht und die äußere Welt versprachlicht, während die Sprache in ihrer Verwendung, zum Beispiel in der Rede, sich zwischen Kognition und Aktion befindet: Als *Zeichenhandlung* repräsentiert sie eine innere Welt, als *Zeichenhandlung* greift sie in die äußere Welt ein (vgl. Lorenz 1997). *Zeichenhandlungen* gehören zu den Handlungen, *Zeichenhandlungen* gehören zu den Zeichen. Es bedarf einer diese mittlere Stellung zwischen Gegenständen auf der einen Seite und Zeichen für Gegenstände auf der anderen Seite zur Geltung bringenden Rekonstruktion des Begriffs einer Zeichenhandlung, speziell einer verbalen Zeichenhandlung oder Sprachhandlung, um unter den sprachlichen Fertigkeiten die grammatischen Fertigkeiten als im engeren Sinne sprachspezifisch begreifen zu können.

Erst dann wird sich auch einsehen lassen, daß unter dem üblichen Verständnis der semantischen Kompetenz, die hauptsächlich von den beiden großen Theoriesorten thematisiert wird, einer Theorie des Verste-

hens oder Bedeutungstheorie und einer Theorie des Anerkennens oder Wahrheitstheorie – ihre Verallgemeinerungen in Theorien der Bedeutsamkeit bzw. der Geltung können hier nicht mit einbezogen werden –, das operationale Sprachwissen der Grammatik und damit die syntaktische Kompetenz lediglich Hilfsfunktion hat. Denn in einer (von Aussagen handelnden) Wahrheitstheorie ist mit der Ausnahme des Falles formaler Wahrheit, die tatsächlich ein Fall bloß ›grammatischer Geltung‹ zu sein scheint, allein der gegenständliche Bezug maßgebend, wie es sich an Verfahren des Beweisenkönnens von Aussagen (über Gegenstände) ablesen läßt.

Die für den gegenständlichen Bezug wiederum erforderlichen Hilfsmittel werden in einer Bedeutungstheorie (von prädikativen Ausdrücken) behandelt, und zwar in der Regel in Gestalt einer Untersuchung der Beziehung zwischen Zeichen und Gegenständen entweder als Beziehung zwischen zwei Sorten von ›Sachen‹ oder als Beziehung zwischen zwei Sorten von ›Namen‹ mit den jeweiligen Konsequenzen für den Typ der entstehenden Bedeutungstheorie. Dazu gehört dann auch die Bestimmung des Status der selbst gegenständlich aufgefaßten Hilfsmittel, etwa der Vorstellungen (und Begriffe) als psychologischer Mittel oder der Klassen (und Begriffe) als logischer Mittel. Der eigenständige Beitrag der (speziell verbalen) Zeichen selbst, den sie für die Bestimmung der bezeichneten Gegenstände spielen, ihr ›grammatischer Sinn‹, bleibt regelmäßig außerhalb der Fragestellung. Grundsätzlich wird von der Grammatik bei der Untersuchung semantischer Kompetenz nur hilfsweise Gebrauch gemacht. Nicht viel anders liegen die Verhältnisse bei der pragmatischen Kompetenz, wie sie etwa in der Sprechakttheorie zum Gegenstand wird.

Es ist diese reine Hilfsfunktion der Grammatik, also der syntaktischen Kompetenz, für Untersuchungen anscheinend rein außersprachlicher Problemfelder, seien diese theoretisch mit *Zeicheninhalten* und *Gegenstandsformen* oder praktisch mit deren kausalen und intentionalen Wirkungen befaßt, die es so schwer macht, das Sprachwissen oder auch das Wissen um andere Zeichensysteme in seiner eigenständigen Rolle gegenüber einem sprachlich oder semiotisch nur vermittelten Wissen über eine innere oder eine äußere Welt – Geist und Natur – zu bestimmen.

2. Die Neubestimmung der Semiotik durch C. S. Peirce.

2.1. Im Kosmos der Wissenschaften, wie ihn Peirce konzipiert hat, ist die ›Wissenschaft von den allgemeinen Zeichengesetzen‹ als Verallgemeinerung der bei J. Locke (*An Essay Concerning Human Understanding* IV 21, §4) auch schon als ›Semiotik (σημειωτική)‹ bezeichneten Logik

eine der drei normativen Disziplinen – neben Ethik und Ästhetik – und ihrerseits in drei Teile gegliedert: eine ›spekulative Grammatik‹, die für eine allgemeine Theorie von der Natur und der Bedeutung der Zeichen zu sorgen hat, eine ›Kritik‹, die sich um die Klassifikation und die Gültigkeitsfestlegungen von Argumenten kümmert, und eine ›Methodeutik‹, in der es um eine Untersuchung der Methoden für Forschung, Darstellung und Anwendung der Wahrheit geht.

Es ist dabei wesentlich, daß die Semiotik in ihrem doppelten Status ernstgenommen wird, als eine Erfahrungswissenschaft und als eine Erkenntnistheorie. Wird empirisch verfahren, so gelten Zeichenprozesse, die Semiosen, als natürlich ablaufende Prozesse in Natur und Gesellschaft; sie werden im speziellen Fall von Prozessen des ›Informations-transfers‹ von der Teildisziplin Informationswissenschaft behandelt. Im reflexiven Verständnis der Semiotik hingegen werden die Semiosen nicht beobachtet und beschrieben, eventuell auch noch erklärt, sondern mit dem Ziel der Wissensgewinnung und der Wissensvermittlung methodisch erzeugt; sofern es dabei um wissenschaftliche Erzeugungsverfahren oder rationale Rekonstruktion geht, soll begriffliches Wissen gewonnen und vermittelt werden, im Falle künstlerischer Erzeugungsverfahren ist sinnliches Wissen das Ziel.

Dieses reflexive Verständnis von Zeichenprozessen findet sich bereits explizit in der Stoa formuliert. Überliefert ist bei Sextus Empiricus (Adv. math. VIII) die mittlerweile klassische Erklärung, nach der ein Zeichen (σημεῖον) etwas sinnlich Gegenwärtiges ist, das dazu dient, etwas nicht Gegenwärtiges zu offenbaren (δηλοῦν). Eine Erläuterung dazu findet sich beim selben Autor (Pyrrh. hypot. II): „die offenkundigen Sachen (πρόδηλα) bedürfen keines Zeichens, sie können nämlich aus sich selbst heraus erkannt werden. Aber auch die schlechthin verborgenen Sachen (ἄδηλα) bedürfen keines Zeichens, weil sie natürlich prinzipiell nicht erkannt werden. Doch die temporär verborgenen und die natürlicherweise verborgenen Sachen werden durch Zeichen erkannt“. Die zugehörige ›semiotische Kunst‹ (σημειωτική τέχνη) ist eine Lehre von den Symptomen: Man erinnert sich anhand eines Zeichens daran, was bei anderer Gelegenheit mit ihm (kausal oder intentional) verknüpft auftrat.

Da es bei den Sprachzeichen offensichtlich keine solche symptomatische Verknüpfung mit den Gegenständen, auf die sie sich beziehen, gibt, muß es andere Gegenstände geben, deren Symptom sie sind – andernfalls ließe sich der Zeichencharakter der Sprachzeichen bezweifeln. Damit haben die mentalen Gegenstände, als ›Ideen‹ (Plato, Locke), ›Begriffe‹ (Aristoteles, de Saussure) oder ›Vorstellungen‹ (Hegel, Wundt) Eingang in unsere Tradition gefunden, und schon die ›Eindrücke in der Seele‹ (παθήματα τῆς ψυχῆς) des Aristoteles (vgl. De int. 16 a 3–8) wurden rückblickend derart gegenständlich aufgefaßt. Wieder war es die Stoa, die daraufhin ein Sprachzeichen (σημαῖνον) terminologisch von

einem gewöhnlichen Zeichen unterschied: Mit einem Sprachzeichen ist stets auch das von ihm implizierte ›Bedeutete‹, ein unkörperliches ›Lekton‹ – lateinisch ‚dictum‘ – verfügbar, mit dessen Hilfe der Bezug zum äußeren (körperlichen) Gegenstand (τυγχάνων) hergestellt wird. Seither haben Sprachzeichen eine doppelte Bedeutung: ihren Sinn und ihre über den Sinn vermittelte Referenz.

Nachdem diese Lehre von G. Frege auf grundsätzlich alle Sorten von Sprachzeichen verallgemeinert und bis in die jüngste Zeit faktisch kanonisiert worden war, bedurfte es großer Anstrengungen, den kritischen Einwänden, die insbesondere L. Wittgenstein an dieser Stelle gegen Frege erhob – benennende Ausdrücke oder ›Nominatoren‹ haben nur eine Referenz, keinen Sinn, Aussagen hingegen haben nur einen Sinn, keine Referenz (vgl. Tractatus 3.143 und 3.3) –, unter Bezug auf entsprechende Überlegungen auch schon in der philosophischen Tradition Gehör zu verschaffen. Bereits Peirce hatte auf einschneidende Weise die im semiotischen Dreieck veranschaulichte Dreidimensionalität der Sprachzeichen – Zeichen, ausgedrückter Sinn und bedeuteter Gegenstand – umgebildet. Diese Umbildung beruht auf der Verankerung der zweipolig, empirisch und reflexiv, organisierten Semiotik in einer entsprechend zweipolig organisierten Pragmatik. Auch Handlungen nämlich sind dadurch ausgezeichnet, daß sie einerseits als bereits gegebener Gegenstand einer Disziplin, zugleich aber auch als eines ihrer erst zu beschaffenden Hilfsmittel auftreten. Natürlich verschärft sich dadurch das Abgrenzungsproblem, weil die Semiotik sowohl mit ihrer Spezialisierung, der Linguistik, als auch mit ihrer Generalisierung, der Pragmatik, in reflexiver Einstellung – wir sprechen dann zur Verdeutlichung von Zeichenphilosophie, Sprachphilosophie und Handlungsphilosophie – das Phänomen möglichen unmittelbaren Selbstbezugs teilt. Hinzukommt, daß auf der einen Seite Linguistik bei Einschluß nicht-wortsprachlicher Zeichensysteme grundsätzlich gleichwertig mit Semiotik ausfällt, und daß auf der anderen Seite auch Pragmatik angesichts der Tatsache, grundsätzlich jede Handlung auch als Zeichenhandlung auffassen zu können, von Semiotik nicht mehr unterscheidbar zu sein scheint. Aber natürlich sollte der richtige Satz ‚Jeder Gegenstand kann zum Zeichen [gemacht] werden‘ nicht unversehens in den falschen Satz ‚Jeder Gegenstand ist [auch] ein Zeichen‘ umgewandelt werden, auch wenn ehrwürdige Topoi, wie zum Beispiel der vom ›Buch der Natur‹, solche Schritte zu erlauben scheinen.

2.2. Noch eine weitere Unterscheidung ist allerdings zu berücksichtigen, will man die fraglichen Disziplinen im reflexiven Fall trennscharf voneinander unterscheiden, damit sich die Verankerung der Semiotik in der Pragmatik, wie sie Peirce vorgenommen hat, nicht als ein Reduktionsverfahren mißverstehen läßt. Es handelt sich um die für Kunst und Wissenschaft in gleicher Weise konstitutive Unterscheidung des Wissens in Ken-

nen und Erkennen (vgl. Schlick 1918), die sich als Objektkompetenz (knowledge by acquaintance; Russell 1912, chap. 5) und Metakompetenz (knowledge by description) wiedergeben läßt. Denn im ersten Fall geht es um die Konstitution der Objekte, ihr Kennenlernen mit dem Ergebnis eines Wissens *um* etwas oder ›Kennerschaft‹ – ein typischer Fall: das Erzählenkönnen. Im zweiten Fall hingegen geht es um das Beschreibenkönnen schon bekannter Objekte oder Situationen mit dem Ergebnis eines Wissens *über* etwas.

Natürlich sind dabei Kennen und Erkennen derart voneinander abhängig, daß Beschreibungen ›rationaler‹ Anlaß zu einer Neubestimmung der Objekte werden und Konstitutionen sich an ›empirisch‹ vorausgehenden Beschreibungen orientieren. Solange allerdings Zeichen und Gegenstand nicht als unterschieden begriffen sind, das Wissen nur vollzogen und nicht seinerseits ›gewußt‹ ist, kann auch von der Unterscheidung zwischen Objekt- und Metakompetenz noch kein Gebrauch gemacht werden. Wir beziehen uns in diesem Fall mit Hilfe der Zeichen auf Gegenstände, ohne die Zeichen zu bemerken, wie bei einer Brille, die wir nur benutzen und dabei selbst nicht sehen. Wir haben es mit vorwissenschaftlichem und vorkünstlerischem Wissen, dem natürlichen oder mythischen Weltverständnis zu tun. Von Kunst und Wissenschaft kann daher erst die Rede sein, wenn die Unterscheidung zwischen Kennen und Erkennen ihrerseits thematisiert wird.

Die künstlerische Tätigkeit ist Ausbildung reflektierten Kennens ganz entsprechend zur wissenschaftlichen Tätigkeit, die in der Ausbildung reflektierter Erkenntnis besteht. Reflektiertes Kennen oder Objektkompetenz zweiter Stufe zeigt sich im Kennen des Kennens und Erkennens: Im Kennen des Kennens führt man vor, daß man Gegenstände kennt. Es zählt das Zeigen dessen, was man an und mit Zeichengegenständen, den Elementen von Bildern, Musikstücken, Texten usw., tut, und es geht nicht darum zu zeigen, was die Zeichengegenstände bezeichnen. In diesem Aspekt ist künstlerische Tätigkeit Poiesis. Führt man hingegen vor, daß man Gegenstände erkennt, also über Kenntnis des Erkennens verfügt, so handelt es sich, einen Terminus der antiken Tradition nutzend, um Mimesis. In diesem Fall geht es darum, zeigen zu können, was Zeichengegenstände bezeichnen, man denke etwa an ein Portrait.

Im engeren Sinne allerdings sprechen wir von künstlerischer Tätigkeit nur insoweit, als Mimesis allein durch Poiesis erreicht wird. Dann nämlich wird mit Mitteln der Syntax des Zeichensystems, das dabei selbst erst in einem gewissen Maß bereitzustellen ist und nur im Grenzfall der Tradition einfach entnommen wird, das Bezeichnete bestimmt. Dazu mehr im nächsten Abschnitt. An dieser Stelle nur so viel, daß es bei künstlerischer Tätigkeit um operationales Zeichenwissen, eine nicht auf das verbale Medium beschränkte ›grammatische‹ Kompetenz geht,

deren Ergebnisse, die künstlerisch gewonnenen Orientierungsleistungen, ein *durch Poiesis erzeugtes symptomatisches Weltwissen* bilden.

Betrachtet man den anderen Fall der Metakompetenz zweiter Stufe oder reflektierter Erkenntnis, so kann man die beiden Aspekte eines Erkennens des Kennens und eines Erkennens des Erkennens ebenfalls bereits in einer Unterscheidung der Tradition wiederfinden. Es handelt sich um die beiden im Anschluß an eine bis in die Antike zurückreichende Tradition von Leibniz erörterten »artes«, die *ars inveniendi* und die *ars iudicandi*, die wir heute als Wissenschaft im Aspekt der Forschung und als Wissenschaft im Aspekt der Darstellung auseinanderhalten (vgl. Lorenz 1979). Das Kennen erkennen und damit beschreiben können, ist offensichtlich nichts anderes, als in der Lage sein, das Wissen vom Kennenlernen der Gegenstände auszuarbeiten: Es geht um die Verfahren, Zeichen für Bezeichnetes in ihren Zusammenhängen zu entwickeln, im Fall verbalsprachlicher Ausdrücke also um die Bestimmung von deren referentieller Funktion. Soll hingegen das Beschreibenkönnen erkannt, also beschrieben werden können, so geht es um die Darstellung der Aussagezusammenhänge, weil es die prädikativen Ausdrücke sind, die als Beschreibungsmittel (auf beiden Stufen) auftreten.

Auch hier ist es ein engeres Verständnis vom wissenschaftlichen Charakter der zu reflektierter Erkenntnis führenden Tätigkeit, das sich durch eine den Zusammenhang von Mimesis und Poiesis im Falle künstlerischer Tätigkeit spiegelnde Bedingung an den Zusammenhang von Forschung und Darstellung bei wissenschaftlicher Tätigkeit charakterisieren läßt: Darstellung darf nur auf Forschung beruhen. Etwas genauer können wir sagen: Wir nennen das handelnd und zeichenhandelnd erworbene Wissen nur insoweit wissenschaftlich, als die Darstellung der Aussagezusammenhänge über Gegenstände, d.i. die Theoriebildung, allein von der Forschung abhängt, also von den Verfahren, Bezeichnungen für die Gegenstände zu entwickeln, über die etwas ausgesagt wird. In der wissenschaftlichen Tätigkeit geht es um propositionales Zeichenwissen, das auf eine Referenzsemantik angewiesen ist und daher nicht allein auf eine grammatische Kompetenz gegründet werden kann. Der künstlerische Weg ist ein Weg vom Zeichen (= bezeichnenden Gegenstand) zum Gegenstand (= bezeichneten Gegenstand), während der wissenschaftliche Weg ein Weg vom bezeichneten Gegenstand zum bezeichnenden Gegenstand ist: Die wissenschaftlich gewonnenen Orientierungsleistungen sind *durch Forschung fundiertes symbolisches Weltwissen*.

Die Unterscheidung von ontologisch orientierter Forschung und epistemologisch orientierter Darstellung in der Wissenschaft erlaubt es nun, die reflexiv vorgehenden Wissenschaften Sprachphilosophie, Zeichenphilosophie und Handlungsphilosophie auf folgende Weise voneinander zu sondern: In der Sprachphilosophie sind Zeichen zugleich Mittel und Ge-

genstand der Darstellung – über sie als Gegenstände werden Sätze *bewiesen*. In sprachphilosophischer Forschung hingegen treten sie nur als Gegenstand auf und nicht als Mittel. Genau umgekehrt sind in der Handlungsphilosophie Handlungen zugleich Gegenstand und Mittel der Forschung – sie werden als Gegenstände *beschafft* –, hingegen spielen sie in der Darstellung nur als Gegenstand, nicht jedoch als Mittel eine Rolle. Allein in der Zeichenphilosophie, also einer reflexiv vorgehenden Semiotik, sind Zeichen und Zeichenprozesse stets zugleich Gegenstand und Mittel sowohl der Forschung als auch der Darstellung.

2.3. Mit dieser Vorbereitung läßt sich die Umbildung des semiotischen Dreiecks bei Peirce, die auf der Verankerung der Semiotik in einer Pragmatik beruht und in gewisser Weise die beiden gegenläufigen Antworten auf Lockes Sprach- und Zeichenlehre im ‚Essay Concerning Human Understanding‘ bei G. W. Leibniz (*Nouveaux Essais sur l'Entendement Humain*) und bei E. B. de Condillac (*Essai sur l'Origine des Connoissances Humaines*) miteinander zu vereinigen vermag, angemessen würdigen. Als erstes erweitert Peirce das semiotische Dreieck – statt ‚Zeichen‘ steht meist ‚representamen‘, statt ‚ausgedrückter Sinn‘ im allgemeinen ‚interpretant‘ und statt ‚bedeuteter Gegenstand‘ steht ‚object‘ – um Sprecher und Hörer: „signs require at least two quasi-minds, a quasi-utterer and a quasi-interpreter; and although these two are at one (i. e. are one mind [d.i. das allgemeine, dialogisch und nicht monologisch konstituierte Subjekt, K. L.]) in the sign itself, they must nevertheless be distinct. In the sign they are, so to say, *welded*“ (Collected Papers 4.551); dazu ergänzend: „a sign is a representamen of which some interpretant is a cognition of a mind“ (Collected Papers 2.242). Noch weiter ergänzend sollte hinzugefügt werden, daß in einer differenzierteren Ausdrucksweise von Peirce das Representamen den Interpretanten *repräsentiert* und *so* auf das Objekt *refert*, nämlich in einer Hinsicht (respect), also einem schematischen Aspekt des Objekts, das Objekt *als* etwas, z. B. einen Menschen. Hier ist also bereits klar zum Ausdruck gebracht, daß Zeichen und Gegenstand derart miteinander verbunden sind, daß ein Zeichen, also etwa ein (Allgemein-) Name (nomen appellativum), als schematischer Zug, ein Zeichenschema also, *an* einem individuellen Gegenstand, diesen schematisierend, behandelt wird: Die Beziehung zwischen Sprache und Welt ist eine *interne* und keine externe zwischen zwei vorab bereitliegenden individuellen Gegenständen wie bei gewöhnlichen Relationen.

Als zweites bettet Peirce das semiotische Dreieck derart in einen offenen Zeichenprozeß ein, daß der Interpretant jeweils selbst wieder ein Zeichen mit einem weiteren Interpretanten in Bezug auf dasselbe Objekt wird: „a sign or representamen [...] stands in such a genuine triadic relation to [...] its object, as to be capable of determining [...] its interpretant

to assume the same triadic relation to its object in which it stands itself to the *same* object“ (Collected Papers 2.274). Die so generierte Interpretantensequenz kann als wachsendes Verständnis des Objekts kraft immer differenzierter Bestimmungen gelesen werden. Dabei darf man nicht vergessen, daß wegen des dialogisch konstituierten Subjekts der Durchgang durch immer wieder (begrifflich, nicht empirisch) neue Zeichenverwender vorgesehen ist. Das immer differenzierter bezeichnete Objekt wird auf diesem Wege erst konstituiert.

Endgültige Klarheit über die Verankerung eines Zeichens in einem Handlungszusammenhang, die, umgekehrt gelesen, die Darstellung des Loslösungsprozesses eines Zeichens von seinem Gegenstand ist, gewinnt man aus dem späten Aufsatz ‚Meaning‘ (1910). In ihm findet sich die Beschreibung einer erklärenden Sequenz von Interpretanten, die in umgekehrter Richtung eine genetische Sequenz bildet:

„If a Sign is other than its Object there must exist, either in thought or in expression some explication or argument or other context, showing how – upon what system or for what reason the Sign represents the Object or set of Objects that it does. Now the Sign and the Explanation together make up another Sign and since the Explanation will be a Sign it will probably require an additional Explanation which taken together with the already enlarged Sign will make up a still larger Sign; and proceeding in the same way, we shall, or should, ultimately reach a Sign of itself, containing its own Explanation and those of all its significant parts; and according to this Explanation each such part has some other part as its Object. According to this every Sign has, actually or virtually, what we may call a *precept* of Explanation, according to which it is to be understood as a sort of emanation, so to speak, of its Object“ (Collected Papers 2.230).

Die absteigende Interpretantensequenz endet bei Peirce ausdrücklich bei einem letzten Interpretanten (ultimate logical interpretant; Collected Papers 5.476), der kein mentales Zeichen mehr ist. Er wird als ›habit-change‹ bestimmt, worunter der Erwerb einer zuvor nicht verfügbaren Handlungskompetenz zu verstehen ist, die daher zugleich eine Gegenstandsrolle und eine Zeichenrolle spielt. In ihr sind alle Umgangsweisen mit dem Gegenstand in der Hinsicht, in der ihn das Zeichen bezeichnet, zusammengefaßt.

Damit wird die Pragmatische Maxime eingelöst, nach der die Bedeutungsbestimmung eines sprachlichen Ausdrucks mit handlungstheoretischen Mitteln vorzunehmen ist. Und das ist auch möglich, weil jede Handlung unter Bezug auf das dialogisch konstituierte Subjekt im aneignenden Ausführen (Ich-Rolle) über einen pragmatischen Anteil und im distanzierenden Anführen, z. B. sie beobachtend (Du-Rolle), über einen semiotischen Anteil verfügt. Man kann sagen, daß die Bedeutung eines Sprachzeichens letztlich in einem Bereich von Handlungsmöglichkeiten mit dem bezeichneten Gegenstand besteht. Um das berühmte Beispiel von Peirce aus seinem frühen Aufsatz ‚How to Make Our Ideas Clear‘ (Collected Papers

5.388–5.410) zu nehmen: Das Sprachzeichen ‚hart‘ referiert auf einen Diamanten in der Hinsicht Härte und bezeichnet als letzten Interpretanten das Schema der härterelevanten Handlungsmöglichkeiten mit einem Diamanten.

3. Von der Handlung zum Sprachzeichen

3.1. Das Programm von Peirce zeigt den Weg vom Gegenstand zum Zeichen, wie ihn die Wissenschaften beschreiten. Ihm lassen sich auch wichtige Gesichtspunkte für den umgekehrten Weg der Künste vom Zeichen zum Gegenstand entnehmen. Beginnt man wie Peirce mit dem Erwerb von Handlungskompetenzen unter Bezug auf ein dialogisch konstituiertes Subjekt, so läßt sich daraus das Modell einer dialogischen Elementarsituation ableiten, das als Darstellung dafür auftritt, wie Handlungen sich zugleich als (einfache) Gegenstände und als (einfache) Zeichen zur Verfügung stellen lassen: Handlungen werden in Ich-Rolle ausgeführt und in Du-Rolle angeführt. In Ausführungsperspektive liegt die Handlung pragmatisch (angeeignet) vor, in Anführungsperspektive semiotisch (distanziert). Gegenständlich ist in diesem elementaren Verständnis nur der Vollzug: Die Handlung ist in Gestalt einer Aktualisierung ›vorhanden‹, noch nicht als etwas ›Gegenüberstehendes‹; in Gestalt ihres Schemas ist sie ›verstanden‹, aber auch dies heißt noch nicht, daß es ein Zeichen von etwas Bezeichnetem gibt. Erst dadurch, daß in einem Iterationsprozeß durch Selbstanwendung, was als Befolgen eines Prinzips der ›Selbstähnlichkeit‹ verstanden werden kann, die beiden dialogischen Perspektiven in eigenständige Handlungen überführt werden, die dann ihrerseits beiden Perspektiven unterworfen sind, lassen sich nacheinander die für den Weg zur Sprache erforderlichen Verfeinerungen in die Modellbildung einbringen.

Es ist hier nicht der Ort, die Einzelheiten dieses Verfahrens darzustellen (vgl. dazu z. B. Lorenz 1997). Stattdessen sollen Grundzüge der Anwendung dieses Modells auseinandergesetzt werden. Es geht dann um die Überführung des dargestellten Erwerbs einer Handlungskompetenz in ein (rationales) Hilfsmittel der Forschung und damit des Kennenlernens der (empirisch) bereitliegenden individuellen Gegenstände, der Partikularia. Nur so auch lassen sich die Schritte der Modellentwicklung motivieren, die dann ihrerseits Neues für die Anwendung des Modells liefern. Dialogische Konstruktion und phänomenologische Reduktion bleiben aufeinander angewiesen.

Die beiden dialogischen Perspektiven einer Handlung lassen sich auf der Seite der Ausführung als ihr pragmatischer Zweig und auf der Seite der Anführung als ihr semiotischer Zweig entwickeln. Singulares Aktualisieren in der Ausführung und universales Schematisieren in der Anführung

sind nicht Gegenstände sondern Verfahren, mit deren Hilfe Gegenstände einerseits angeeignet und andererseits distanziert, also ganz wörtlich ›vergegenständlicht‹ werden. Dabei führt die Aneignung in der phänomenologischen Reduktion zu einer ›Auflösung‹ des für ›sinnlich gegeben‹ gehaltenen Partikulare auf dem Wege von Ausführungen des Umgehens mit ihm, deren Schematisierungen als Formen hergestellter Teile des Partikulare auftreten; in der dialogischen Konstruktion wird dabei das aus ›allen seinen Teilen‹ als ein Ganzes, die ›Vereinigung‹ seiner Teile, für erzeugt gehaltene Partikulare durch aktive Teilhabe, seine ›Pragmatisierung‹, wiedergewonnen: Das Partikulare als ein Ganzes ist ausschließlich in Gestalt von Aktualisierungen, also ein Ausführen der pragmatischen Seite des Umgehens mit ihm, ›symptomatisch vorhanden‹. Auf der anderen Seite führt die Distanzierung in der dialogischen Konstruktion zu einer ›Einwicklung‹ des für ›gedanklich erfaßt‹ gehaltenen Partikulare in die Gestalt von Anführungen des Umgehens mit ihm, deren Aktualisierungen als Instanzen wahrgenommener Eigenschaften des Partikulare auftreten; in der phänomenologischen Reduktion wiederum wird dabei das durch ›alle seine Eigenschaften‹ für bestimmt gehaltene Partikulare in passivem Gegenüberstehen wegen seiner ›Semiotisierung‹ als eine Invariante, der ›Durchschnitt‹ seiner Eigenschaften, begriffen: Das Partikulare als eine Invariante ist ausschließlich in Gestalt von Schematisierungen, also ein Anführen der semiotischen Seite des Umgehens mit ihm, ›symbolisch verstanden‹.

Die für sinnlich gegeben und gedanklich erfaßt gehaltenen Partikularia, die Gegenstände der Erfahrung also im Sinne einer seit Kant vertrauten philosophischen Tradition, treten in dieser pragmatisch-semiotischen Rekonstruktion am Leitfaden vor allem der Ideen von Peirce zum einen als Gegenstände auf, die aus einem Ganzen ihrer Teile und einer Invariante ihrer Eigenschaften, ›Stoff‹ und ›Form‹ in aristotelischer Terminologie, bestehen. Zum anderen aber sind sie im Teilhaben und Gegenüberstehen kraft Aneignung und Distanzierung auch in Verfahren verwandelt: Sie sind sowohl symptomatisch als auch symbolisch zugänglich. Dabei wird der symbolische Zugang traditionell als ein zugleich auch symptomatischer Zugang zu eigenständigen mentalen Gegenständen aufgefaßt, die den Partikularia, als deren ›Vorstellungen‹ oder ›Ideen‹ etwa, entsprechen. Der symptomatische Zugang wiederum wird auch als ein symbolischer verstanden, aber in diesem Fall zu eigenständigen mentalen Gegenständen, die nicht kognitiver sondern volitiver Art sind, den ›Intentionen‹ oder ›Wünschen‹.

Zur genaueren Bestimmung der Unterscheidung zwischen symptomatischer und symbolischer Zugänglichkeit und damit dann auch symptomatischen und symbolischen Wissens in seinen verfahrensbezogenen Hochstilisierungen in Kunst und Wissenschaft, wobei wissenschaftliche Darstellung von Kunst und künstlerische Poiesis von Wissenschaft durch-

aus dazugehören, bedarf es noch der Aufmerksamkeit auf einige weitere Schritte in der Entwicklung der beiden dialogischen Perspektiven von Handlungen.

3.2. Die Vergegenständlichung des Ausführens und damit seine Verselbständigung in eigenständigen Handlungen, deren Vielfalt zur pragmatischen Binnengliederung eines Partikulare in Phasen führt und gleichgültig, ob das Partikulare dabei als eine Dingenheit, eine Ereigniseinheit oder auch eine Handlungseinheit bestimmt ist (vgl. Lorenz 1995), verlangt erneut die Unterscheidung in eine aneignend pragmatische und eine distanzierend semiotische Seite dieser (inneren) Gliederungshandlungen. Sie lassen sich auf der Ausführungsseite, wiederum vergegenständlicht, als *Hervorbringungen* und auf der Anführungsseite, ebenfalls vergegenständlicht, als *Teilhandlungen* (oder Vermittlungen) auffassen. Ganz entsprechend führt die Vergegenständlichung des Anführens in eigenständigen Handlungen zu einer Vielfalt semiotischer Außengliederung eines Partikulare in Aspekte. Jede zur (äußeren) Gliederung des Partikulare gehörige Aspekthandlung erscheint dabei auf der aneignend pragmatischen Seite, wird sie ihrerseits vergegenständlicht, als eine *Zeichenhandlung* (oder Artikulation) und auf der distanzierend semiotischen Seite, wiederum vergegenständlicht, als eine *Wahrnehmung*. Entscheidend aber ist auf dieser Stufe, daß Teilhandlungen als Semiotisierung einer Pragmatisierung und Zeichenhandlungen als Pragmatisierung einer Semiotisierung ihre Rolle tauschen können, so daß in einem weiteren Sinn zu den Zeichenhandlungen auch die Teilhandlungen und in einem weiteren Sinn zu den Teilhandlungen auch die Zeichenhandlungen zu zählen sind. In der Darstellung dieses Verfahrens nämlich läßt sich nachweisen, daß jede Teilbestimmung eines Partikulare in eine Eigenschaftsbestimmung desselben Partikulare überführbar ist und umgekehrt; zum Beispiel gehört zum Kopf als einem Teil eines Menschen seine Eigenschaft Kopfhabe und zur Eigenschaft Blondsein des Haars das Ganze aus den Blondinstanzen dieses Haars als ein (Farb-)Teil des Haars (vgl. Lorenz 1977).

Es ist dieser weitere, Teilhandlungen und Zeichenhandlungen im engeren Sinne einschließende Bereich, über den in einem gewissen Umfang zu verfügen (einfache) Objektkompetenz ausmacht. Die Zeichenhandlungen oder Teilhandlungen in Bezug auf die derart in Aspekte und Phasen gegliederten Partikularia übernehmen im Unterschied zu gewöhnlichen Handlungen, die nicht in größere Zusammenhänge eingebettet sind, was sie ersichtlich auch als Aspektierung des größeren Zusammenhangs aufzufassen erlauben würde, eine Kommunikationsfunktion. *Sie haben noch keine Signifikationsfunktion*, weder eine symbolische wie bei der sprachlichen Verkörperung begrifflichen Denkens noch eine symptomatische wie bei der sprachlichen Verkörperung sinnlichen Denkens. Natürlich ist hier

auch mit sprachlichen Verkörperungen in Zeichensystemen zu rechnen, die in einem anderen als dem verbalen Medium realisiert sind. Jedoch ist es keineswegs so, daß verbalsprachliche Zeichenhandlungen grundsätzlich als Verkörperungen begrifflichen Denkens zu gelten hätten, Poesie etwa als eine Gestalt sinnlichen Denkens genauso wie Malerei, Musik oder Tanz wären ausgeschlossen. Ausübung von Objektkompetenz dient deshalb allein der Kommunikation und noch nicht der Signifikation, weil es auf dieser Ebene erst um das Kennenlernen der Objekte mit Hilfe ihrer Bestimmungsstücke, der Teile und der Eigenschaften, geht; sie sind noch nicht unabhängig von Ausführung und Anführung der beteiligten Teilhandlungen und Zeichenhandlungen derart fixiert, daß auf ›dieselben‹ Objekte bei anderer Gelegenheit, etwa um sie genauer zu beschreiben, zurückgegriffen werden könnte. Und genau deshalb, weil dieses Kennenlernen in einer dialogischen Situation des Anführens und Ausführens der Teil- und Zeichenhandlungen stattfindet, befinden wir uns in einer Kommunikationssituation. Da unter Bezug auf Teilhandlungen diese Kommunikation ›praktisch‹ ist, haben wir auch von Vermittlungen gesprochen, deren Ausführung ein (praktisches) Lehren und Lernen (der Formen) der Teile ist. Unter Bezug auf Zeichenhandlungen ist diese Kommunikation ›theoretisch‹, so daß es angemessen ist, die Zeichenhandlungen Artikulationen zu nennen; sie sind in ihrer Anführung ein (theoretisches) Lehren und Lernen (der Inhalte) der Zeichen.

Einfache Artikulationen im weiteren Sinn, also unter Einschluß der einfachen Vermittlungen, als Verselbständigung der pragmatischen Seite der (verselbständigten) Schematisierung im Verbund mit der verselbständigten semiotischen Seite der (verselbständigten) Aktualisierung können also verbal, piktoral, gestisch oder anders auftreten und sind auf der pragmatischen Seite begleitet von (aktiven) Hervorbringungen, auf der semiotischen Seite von (passiven) Wahrnehmungen. Im Wechselspiel von Teilhabe am Gegenstand und einem ihm Gegenüberstehen im Prozeß des Konstituiertwerdens und Sichkonstituierens (des Gegenstands) durch einfache Artikulationen im weiteren Sinn in Begleitung von Hervorbringungen und Wahrnehmungen wird auch magischer Zeichengebrauch begreifbar: Die Ablösung des Gegenstands vom Handlungskontext der einfachen Artikulationen ist noch nicht geschehen.

3.3. Dazu bedarf es des entscheidenden weiteren Schritts von der einfachen Artikulation zur *symbolischen Artikulation*, dem ›knowing-that‹ oder begrifflich organisierten, d. h. allgemein verfügbaren Wissen, und der einfachen Vermittlung zur *komprehensiven Vermittlung*, dem ›knowing-how‹ oder methodisch aufgebauten, d. h. lehr- und lernbaren Können. Dabei wird die symbolische Artikulation ihrerseits in sprachlich-symboli-

schem Können angeeignet und die komprehensive Vermittlung in sinnlich-symptomatischem Wissen distanziert.

Der Übergang von der einfachen Artikulation zur symbolischen Artikulation kommt dadurch zustande, daß eine besondere einfache Artikulation mit der begleitenden Wahrnehmung, in der Regel das verbale Zeichenhandeln, als Aspekt die Funktion übernimmt, beliebige andere Aspekte zu vertreten, die in Wahrnehmungen erfahren werden. Auf diese Weise erst werden die artikulierten Objekte zu Invarianten der semiotischen Seite ihrer Aspekte, d. h. zu Objekten der Wahrnehmung als gemeinsamer ›Kern‹ aller (schematischen) Eigenschaften. Mit Übersetzungsregeln zwischen den verschiedenen einfachen, von Wahrnehmungen begleiteten Artikulationen, also sprachlichen Ausdrücken oder ›Artikulatoren‹, Gesten, Bildern usw., läßt sich die normalerweise von (verbalen) Artikulatoren übernommene Vertretungsfunktion ihrerseits artikulieren und für die (logische) Begriffsbildung nutzen. Mit der symbolischen Artikulation ist die Ebene der Metakompetenz erreicht: Die Artikulatoren haben einen gegenstandsbeschreibenden Charakter und verkörpern symbolisches Weltwissen. Wer sie verwendet, unterstellt die Verfügbarkeit (im Sinne der Übersetzungsregeln) ›gleichwertiger‹ Aspekte, etwa Anführungen mit den Augen – pragmatisch zum Beispiel als Zeichnung und semiotisch als (etwas) Sehen – oder mit anderen Artikulatoren im Verbund mit derselben (Art) Wahrnehmung oder einer verschiedenartigen Wahrnehmung, oder noch anders.

Die symbolischen Artikulationen sind es auch, die häufig den Ausgangspunkt der Überlegungen in (empirischer) Linguistik und (reflexiver) Sprachphilosophie bilden, obgleich für das Verständnis gerade der Umgangssprache, aber auch ihrer Fortsetzungen in Fachsprachen, speziell den Wissenschaftssprachen, der ständig auftretende Wechsel zwischen einfacher und symbolischer Artikulation eine wichtige Rolle spielt. Dieser Wechsel wird zum Beispiel in dem von der hermeneutischen Methode bestimmten Nachdenken über Sprache (vgl. Gadamer 1960) dazu benutzt, unter dem Titel der ›welterschließenden Kraft der Sprache‹ die hermeneutische Sprachanalyse häufig gegen die von der logischen Sprachanalyse beherrschten Sprachtheorien auszuspielen.

Der Übergang von einfacher Vermittlung zu komprehensiver Vermittlung nun beruht auf der Übernahme nicht einer deskriptiven Funktion, sondern einer normativen: Mit einer beliebigen Phase, deren semiotische Seite in der einfachen Vermittlung besteht, wird der Anspruch verbunden, beliebige andere Phasen, die in Hervorbringungen zustandegebracht werden, sukzessive zu integrieren. Auf diese Weise werden die vermittelten Objekte zu Ganzheiten der pragmatischen Seite der Phasen, d. h. zu hervorgebrachten Objekten als ›Hülle‹ aller Aktualisierungen von Phasen, die zu Schematisierungen der Phasen in Gestalt der (Formen der) Teile gehö-

ren. Mit Aufbauregeln für die verschiedenen, von Hervorbringungen begleiteten einfachen Teilhandlungen oder Vermittlungen läßt sich diese Erzeugung einer immer differenzierteren Binnengliederung des vermittelten Objekts ihrerseits vermitteln. Mit der komprehensiven Vermittlung ist die Ebene eines methodisch aufgebauten Könnens erreicht, die zur Unterscheidung von der Metakompetenz symbolischer Artikulation, auf der es möglich ist, Gegenstände zu beschreiben, die Ebene der ›Parakompetenz‹ heißen soll. Die Parakompetenz macht es möglich, Gegenstände aus Gegenständen, diese in dessen Teile verwandelnd, aufzubauen. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß die einzelnen Gegenstände, die Partikularia, stets vom Kern der semiotischen Seite der Aspekte zusammen mit der Hülle der pragmatischen Seite der Phasen gebildet sind: Form als Invariante *und* Stoff als ein Ganzes. Die Metakompetenz symbolischer Artikulation ist ausschließlich formbezogen, die Parakompetenz komprehensiver Vermittlung hingegen ausschließlich stoffbezogen. Durch Darstellung der Parakompetenz schließlich, ihre Artikulation in einem geeigneten Zeichensystem, zum Beispiel verbalsprachlich, gewinnen wir eine Verkörperung symptomatischen Weltwissens.

3.4. Wenn in der üblichen Behandlung (verbaler) symbolischer Artikulationen als einfachstem Fall (verbaler) Sprachhandlungen die Unterscheidung zwischen ›type‹ und ›token‹ gemacht wird, so handelt es sich nicht um einen Fall der ›universal-singular‹-Unterscheidung. Vielmehr handelt es sich bei den Äußerungen, den ›tokens‹, jeweils um individuelle Einheiten, die als Partikularia auf der Zeichenebene zu den Ereignissen gehören und als Artefakte produziert werden. Sie werden jedoch ihrerseits unter einem zweifach schematischen Gesichtspunkt von Sprecher und Hörer ›verstanden‹, also im Modell des Sprachhandlungskompetenzerwerbs angeführt: als Instanz eines Sprachhandlungstyps zur Artikulation eines schematischen Zugs, d.i. eines Aspekts, eines Partikulare. Nur mit der Übernahme dieser Rolle wird ein Partikulare der Zeichenebene tatsächlich zu einem Zeichen, also zu einem ausschließlich schematisch fungierenden Gegenstand, der zur Artikulation schematischer Züge beliebiger Gegenstände dienen kann.

Dadurch, daß sich die semiotische Seite des Umgangs mit Gegenständen ihrerseits aktiv-pragmatisch in einer verbalen, piktoralen, gestischen oder anders realisierten Artikulation und passiv-semiotisch in einer mentalen, optischen, kinetischen oder anders den Gegenstand auffassenden Wahrnehmung ausdifferenziert, verschwindet auch das seit den Anfängen des Nachdenkens über Sprache wie ein Vexierbild auftretende Problem, den Zusammenhang von Sprache und Welt oder aber von Denken und Sprechen angemessen zu artikulieren. Einerseits scheint Sprache mit der ihr durch das Denken zukommenden Kraft der Erfindung die Welt zu ver-

hüllen, andererseits jedoch scheint ohne Sprache die durch sie erst zugänglich gemachte Welt zu einer bloßen Chimäre des Gedankens zu verblassen.

Die ontologische Frage nach den Gegenständen und die epistemologische Frage nach dem Zugang zu ihnen sind spätestens seit Quine mit dem von ihm skizzierten Programm einer ›Naturalisierung der Sprache‹ und dem von E. Cassirer komplementär dazu entwickelten Programm einer ›Symbolisierung der Welt‹ als korrelativ und dadurch nur gleichzeitig lösbar begriffen. Die beiden Hauptfragen einer das Verhältnis von Sprache und Welt thematisierenden philosophischen Semantik, die ontologische ‚Was sind Bedeutungen?‘ und die epistemologische ‚Wie bedeuten Zeichen [etwas]?‘, müssen daher ebenfalls im Verbund behandelt werden. Das geschieht im Rahmen einer Frage nach der Relation zwischen ›Namen‹ und ›Sachen‹, für deren Beantwortung im wesentlichen drei Optionen auftreten: (1) Namen werden wie Sachen behandelt, die Zeichen also mit den partikularen Zeichenträgern identifiziert, so daß in derart ›realistischen‹ Semantiken die Bedeutungsrelation eine externe Relation zwischen Individuen zweier Gegenstandssorten ist (gegebenenfalls wird nur die davon induzierte Relation zwischen den jeweiligen Zeichentypen und Gegenstandstypen – letztere intensional als Schema oder extensional als Klasse – für relevant erachtet); (2) Sachen werden wie Namen behandelt, treten also in Gestalt ihrer mentalen Repräsentationen auf, was ebenfalls eine externe Bedeutungsrelation zur Folge hat, in diesem Fall ›mentalistischer‹ Semantiken aber zwischen Individuen zweier Zeichensorten oder gleich zwischen deren Typen. Die Probleme beider Ansätze und auch von deren Verknüpfung in der kanonischen Fassung von der doppelten Bedeutung sprachlicher Ausdrücke sind bekannt. Was bleibt ist die Option: (3) Namen werden von vornherein als (universale) Züge *an* individuellen Gegenständen, wie sie durch schematisierenden Umgang mit ihnen gewonnen werden, und Sachen als zugänglich in (singular) aneignenden Aktualisierungen eines Umgangs mit ihnen behandelt. Bei dieser Option, die dem skizzierten Modell dialogischen Handlungskompetenzerwerbs zugrundeliegt, geht es bereits auf beiden Seiten, der Namenseite und der Sachenseite, um den Zusammenhang von Zeichen und Bezeichnetem: auf der Namenseite in der Bewegung vom bloß unterstellten Zeichen zum gegenstandsbezogenen Zeichen und auf der Sachenseite vom bloß unterstellten Gegenstand zum bezeichneten Gegenstand. Die Bedeutungsrelation ist eine interne, weil jeweils eines der Relata vom anderen durch die Relation erst aufgebaut wird.

Die beiden Bewegungen, vom Zeichen zum Gegenstand (des Zeichens) und vom Gegenstand zum Zeichen (für den Gegenstand), liegen in der Artikulation verknüpft vor, wenn man sich ihre beiden Seiten klar vor Augen führt. Die pragmatische Seite einer (verbalen) Artikulation findet sich in ihrem ihrerseits pragmatischen Zweig als Sprechen oder Schreiben wieder, in ihrem semiotischen Zweig hingegen als Hören oder

Lesen. Die semiotische Seite einer (verbalen) Artikulation wiederum ist pragmatisch Kommunikation – etwas [aus]sagen – und semiotisch Signifikation – etwas [be]nennen –, wobei die Kommunikation als Prädikation in einem Modus, d. h. als Satz, und die Signifikation als Ostension in einer Gegebenheitsweise, d. h. als Wort, auftritt.

Solange allerdings keine grammatisch realisierte Trennung der Satzrolle und der Wortrolle vorliegt und damit in der Artikulation das, *wovon* etwas gesagt wird, und das, *womit* etwas gesagt wird, stets zugleich auftreten, läßt sich allein grammatisch bestimmtes Sprachwissen aus dem symptomatischen oder symbolischen Weltwissen nicht herauslösen. Ein in vielen Sprachen verwendetes grammatisches Hilfsmittel, Wort- und Satzrolle eines Artikulators zu unterscheiden, ist die Aufspaltung der semiotischen Seite eines Artikulators in einen ›Nominator‹ mit rein benennender Funktion und einen ›Prädikator‹ mit rein aussagender Funktion unter Verwendung der beiden jeweils eine der beiden Funktionen löschenden Operatoren ›Demonstrator‹ (,dies‘) und ›Kopula‹, z. B. ,dies Haus‘ versus ,dies ist ein Haus‘.

3.5. In der kanonischen, mit einer doppelten Bedeutung, Sinn und Referenz, für alle sprachlichen Ausdrücke arbeitenden Semantik, ergibt sich die Konsequenz, daß für Nominatoren ein in ihnen explizit oder implizit vorkommender prädikativer Ausdruck für die Bestimmung des Sinnes und damit für das sprachbezogene Verstehen eines Nominators verantwortlich ist – man weiß, ›womit‹ benannt wird. Das weltbezogene Verstehen allerdings – ›wovon‹ die Rede ist – hängt davon ab, ob man auch den Gegenstand kennt, dem der prädikative Ausdruck zukommt. Dabei bezieht sich das sprachbezogene Verstehen stets auf den Nominatorentyp, während sich das weltbezogene Verstehen von Äußerung zu Äußerung desselben Nominators ändern kann, z. B. bei Indikatoren wie ,hier‘ oder deiktischen Kennzeichnungen wie ,dies Haus‘. Auch Aussagen sind in der kanonischen Semantik Nominatoren, deren Sinn bei Frege als Gedanke bezeichnet wird und das sprachbezogene Verstehen der Aussage regiert. Der Gedanke wird benötigt, um die weltbezogene Geltung oder Nicht-Geltung der Aussage und damit ihre Referenz, nämlich ihren Wahrheitswert, in Gestalt einer Beurteilung des Gedankens feststellen zu können. Prädikatoren werden als Ausdrücke für Aussagefunktionen aufgefaßt, deren Werte Sinn oder Referenz einer Aussage sein sollen. Zu diesem Zweck müssen die Aussagefunktionen einerseits sinnbezogen oder ›intensional‹ und andererseits referenzbezogen oder ›extensional‹ bestimmt werden. Diese Forderung läßt sich durch Abstraktion in Bezug auf zwei verschiedene Äquivalenzrelationen zwischen prädikativen Ausdrücken erfüllen: die weder rational-logische noch empirisch-psychologische sondern grammatische Relation der Synonymie im intensionalen Fall und die empirische Relation der generellen (materialen) Äquivalenz

im extensionalen Fall. Als Sinn der Prädikatoren erhält man die Begriffe und als ihre Referenz die Klassen. Läßt sich die Geltungsfrage für eine Aussage begrifflich beantworten, weil nur vom sprachbezogenen Verstehen des Nominators Gebrauch gemacht wird (z. B. ‚Pegasus ist ein geflügeltes Pferd‘), so liegt ein Fall reinen Sprachwissens vor, wird auch das weltbezogene Verstehen des Nominators benötigt (z. B. ‚dieses Pferd ist ein Schimmel‘), so erhalten wir Weltwissen.

Symbolisches und symptomatisches Weltwissen wiederum läßt sich daran unterscheiden, daß wir es im symbolischen Fall mit einer Aussage zu tun haben, bei der (im einstelligen Fall) ein Partikulare als ein Ganzes der Träger einer Eigenschaft ist (z. B. ‚dies ist braun‘ zu lesen etwa als ‚dieser [Zweig-Stoff, den ich, ihn durch Aktualisierung eines Umgehens mit ihm aneignend, hervorbringe] ist ein (stofflicher) Träger der Eigenschaft Braunsein‘; im symptomatischen Fall hingegen beruht dieselbe Aussage auf dem Anzeigen von Braun als einem Ganzen, d.i. die ›Substanz‹ Braun in traditioneller Terminologie, *an* einem Partikulare als einer Invariante, wiederum etwa einem Zweig, also: ‚diese [Zweig-Form, die ich, mich durch Schematisierung eines Umgehens mit ihm distanzierend, wahrnehme] ist eine Erscheinung der Substanz Braun‘. Die Möglichkeit von Prädikation und Ostension beruht darauf, daß sich die (inneren) Phasen eines Partikulare durch Attribution einer Eigenschaft und seine (äußeren) Aspekte durch Ausstattung mit einem Teil wiedergeben lassen.

4. Grammatik in Kunst und Wissenschaft

Wendet man diese Überlegungen abschließend auf den besonderen Fall künstlerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit an, so ergibt sich das folgende Bild. In der dritten behandelten Option der Bedeutungsrelation sind Sachen in singular aneignenden Aktualisierungen eines Umgangs mit ihnen zugänglich. Da es bei künstlerischer Tätigkeit jedoch um reflektierte Kenntnis geht, handelt es sich bei den Sachen bereits um Zeichen. Sie derart zugänglich zu machen, daß Mimesis durch Poiesis erreicht wird, bedeutet daher, sowohl die partikularen Zeichenträger als auch die für sie maßgebende symptomatische Zeichenfunktion herzustellen, um so die Bezeichneten als Ganzheiten über die Formen ihrer Teile kennenzulernen. Dabei ist die Herstellung der Zeichenfunktion in Gestalt der komprehensiven Vermittlung eine Aufgabe, die nur über eine pragmatisch fundierte Syntax, also die als Aufbauregeln auftretenden Verwendungsregeln für die Zeichenträger, im verbalen Fall die Artikulatoren, und deren Komposition gelöst werden kann. Werden nur die Zeichenträger, nicht aber die Zeichenfunktionen hergestellt, letztere vielmehr als gegeben angesehen, so liegt Mimesis der Bezeichneten als Invarianten ohne Vermittlung durch Poiesis vor.

Aus der umgekehrten Bestimmung der Bedeutungsrelation, bei der Namen als universale Züge an individuellen Gegenständen auftreten, folgt für den Fall wissenschaftlicher Tätigkeit, der es um reflektierte Erkenntnis geht, daß die Namengebung selbst bereits der Gegenstand ist, dessen universale Züge zu artikulieren sind. In der Erforschung der für die Namengebung verantwortlichen Termzusammenhänge geht es um die Bestimmung der Gegenstände als Träger ihrer Eigenschaften und damit um den Aufbau einer referentiellen Semantik. Soll diese Forschung Grundlage für die Darstellung sein, so werden im Aussagezusammenhang die Bezeichneten als Invarianten ihrer Eigenschaften nur über den Termzusammenhang erkannt. Geschieht hingegen Darstellung unabhängig von Forschung, so ist die referentielle Semantik lediglich unterstellt, wie zum Beispiel bei formalsprachlicher Darstellung wissenschaftlicher Theorien. Grammatische Kompetenz als operationales Wissen vom Bau und der Verwendung der Syntax von Zeichensystemen spielt in der Wissenschaft wegen des durch Forschung fundierten symbolischen Charakters wissenschaftlichen Wissens grundsätzlich nur die Rolle einer Hilfsdisziplin, während sie für die Künste, ganz im Einklang mit einer klassischen Tradition, wegen des durch Poiesis erzeugten symptomatischen Charakters künstlerischen Wissens das wesentliche Instrument darstellt. Das erklärt, warum sich in wissenschaftlicher Perspektive die Grammatik zwischen Logik und Psychologie nur so schwer behaupten kann, sie jedoch in künstlerischer Perspektive eine so zentrale Rolle spielt.

5. Literatur

- Aristoteles: *The Categories; On Interpretation*. Ed. and transl. Harold P. Cooke. London: Heinemann 1938.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: Mohr (Paul Siebeck) 1960.
- Locke, John: *An Essay Concerning Human Understanding*. Ed. John W. Yolton. London. New York: Dent & Sons 1961 (Everyman's Library 332, 984).
- Lorenz, Kuno: On the relation between the partition of a whole into parts and the attribution of properties to an object. In: *Studia Logica* 36. 1977, 351–362.
- Lorenz, Kuno: The Concept of Science. Some Remarks on the Methodological Issue 'Construction' versus 'Description' in the Philosophy of Science. In: Peter Bieri/Rolf-P. Horstmann/Lorenz Krüger (eds.): *Transcendental Arguments and Science. Essays in Epistemology*. Dordrecht. Boston. London: Reidel 1979.
- Lorenz, Kuno: Artikulation und Prädikation. In: *Sprachphilosophie [...]. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung [...]*. Hrsg. von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 2. Halbbd. Berlin. New York: de Gruyter 1995 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 7.2), 1098–1122.

-
- Lorenz, Kuno: Rede zwischen Aktion und Kognition. In: Alex Burri (Hg.): Sprache und Denken. Language and Thought. Berlin. New York: de Gruyter 1997, 139–156.
- Collected Papers of Charles Sanders Peirce I–VI. Ed. by Charles Hartshorne and Peter Weiss. Cambridge, MA: Harvard UP 1931–1935.
- Russell, Bertrand: The Problems of Philosophy. London: Home University Library 1912.
- Schlick, Moritz: Allgemeine Erkenntnislehre. Berlin: Julius Springer 1918.
- Sextus Empiricus I–IV (griech./engl.). Ed. R. G. Bury. London: Heinemann 1933–1949 (Loeb Classical Library).
- Wittgenstein, Ludwig: Tractatus Logico-Philosophicus. London: Routledge & Kegan Paul 1961 [1. Aufl. 1921].

Kommunikation und Rationalität

GEORG MEGGLE

1. Intentionales Handeln, Verstehen und Rationalität
2. Kommunikatives Handeln
3. Intersubjektive Bedeutung
4. Kommunikative Rationalitätsannahmen
5. Literatur

1. Intentionales Handeln, Verstehen und Rationalität

1.1 Kommunikative Handlungen sind Handlungen, mit denen wir unsere jeweiligen Ziele auf kommunikativem Wege zu erreichen beabsichtigen, also spezielle Fälle eines Handelns mit einer Absicht. Charakteristisch für ein kommunikatives Handeln ist, daß es aus der Sicht des Handelnden genau dann erfolgreich ist, wenn es vom Adressaten verstanden wird.

Kommunikative Handlungen sind also ein Sonderfall intentionalen bzw. instrumentellen Handelns. Sehen wir uns daher vor einer Betrachtung dieses Sonderfalls etwas genauer an, was intentionale Handlungen sind, wann solche Handlungen erfolgreich sind, und was es heißt, eine solche Handlung zu verstehen.

1.2 Wir schreiben:

$T(X, f)$	für: X tut (zum Zeitpunkt t) die Handlung f
$G(X, A)$	für: X glaubt (zu t), daß A
$P(X, A)$	für: X will (zu t), daß A

Auf diesem minimalen T-G-P-Alphabet beruht alles weitere. Daß eine Person X etwas mit einer bestimmten Absicht tut, können wir mit diesen 3 Grundbausteinen einfach so erklären:¹

¹ Ganz so einfach, wie hier unterstellt, sind die Dinge in Wirklichkeit natürlich nicht. Das gilt auch für alle folgenden Bestimmungen. Genauer: in: Grundbegriffe der Kommunikation, 1997². Zu ebenfalls vereinfachten Versionen siehe Meggle (1993 b) und (1996). Nur eine der wichtigsten nötigen Änderungen sei genannt: In der Erfolgserwartung wären statt der simplen Äquivalenz selbstverständlich echte Konditionalrelationen anzusetzen.

- D1 $I(X, f, A) := T(X, f) \ \& \ P(X, A) \ \& \ G(X, A \equiv T(X, f))$
X intendiert/beabsichtigt mit seinem f-Tun zu erreichen, daß A,
 gdw. *X f tut, X will, daß A, und X glaubt, daß A gdw. X f tut.*

Erfolgreich ist ein solches Handeln von X gdw. X mit seiner *Erfolgserwartung* $G(X, A \equiv T(X, f))$ Recht hat, d. h., gdw. $A \equiv T(X, f)$.

Den Sachverhalt A, also das, was die Person X mit ihrem Tun zu erreichen beabsichtigt, bezeichnet man auch als *Ziel* ihres Tuns. Und natürlich kann man mit ein und derselben Handlung auch mehrere Ziele verfolgen. (Ein simples Beispiel: Xaver schmeißt einen Stein gegen eine Scheibe – und will damit dreierlei Ziele erreichen: erstens, daß die Scheibe in die Brüche geht; zweitens, daß sich Frau Maier, zu deren Wohnung die betreffende Fensterscheibe gehört, saumäßig ärgert; drittens, daß er, der Xaver, der Frau Maier damit deren ständige Rummeckereien heimzahlt.) Gelegentlich sind derartige Ziele hierarchisch geordnet. Ist aus der Sicht von X das Ziel B seinerseits nur Mittel zum Zweck des Erreichens von Ziel A, so heiße Ziel A gegenüber dem Ziel B *primär*. (So wäre zum Beispiel Xavers zweites Ziel gegenüber dem ersten und sein drittes Ziel den beiden anderen Zielen gegenüber primär.) Das *primäre Ziel* wäre dann das Ziel, das gegenüber allen anderen Zielen primär ist.

1.3 Was heißt es, eine (im obigen Sinne) intentionale Handlung zu verstehen? Hierfür gibt es verschiedene Ansätze.

Zum Beispiel den, den G. H. von Wright in seinem für die ganze Verstehensdebatte so einflußreichen Werk *Explanation and Understanding* (1971) vorgeschlagen hat:

- (V-PS) Wir verstehen eine Handlung gdw. wir sie als Konklusion eines (passenden) Praktischen Schlusses ansehen

– wobei wir uns einen solchen Schluß hier schlicht wie folgt vorstellen dürfen:

- (PS) (1) $P(X, A)$
 (2) $G(X, A \equiv T(X, f))$
 (3) $T(X, f)$

Die beiden Prämissen (1) und (2) erfassen, wie von Wright sagt, den *voluntativ-kognitiven Aspekt* der Handlung. Er ist nichts anderes als die Absicht bzw. die Intention, mit der die betreffende Handlung vollzogen wird. Man kann daher ein Verstehen äquivalent auch so definieren:

- (V-INTENTIO) Wir verstehen eine Handlung gdw. wir die Absicht kennen, mit der sie vollzogen wurde/wird.

Absichten sind nun aber insofern etwas strikt Subjektives, als man sie (die Absichten) genau dann hat, wenn man überzeugt ist, daß man sie hat. Das paßt nun wiederum genau zu dem, was Max Weber über das (einschlägige) Handlungs-Verstehen sagt:

(V-MW) Wir verstehen eine Handlung gdw. wir den subjektiven Sinn der Handlung kennen.

Der *subjektive Sinn* der Handlung ist dabei nichts anderes als die Bedeutung bzw. die Funktion, den die betreffende Handlung für das jeweilige Handlungs-Subjekt selber hat. Wir kennen diesen Sinn, wenn wir wissen, welchen Sinn und Zweck das Handlungs-Subjekt selber mit seinem Tun verbindet. Das aber wissen wir, wenn wir wissen, welches Ziel mit der Handlung verfolgt wird und wie der Handelnde dieses Ziel erreichen zu können glaubt. Kurz: Wenn wir die entsprechende Handlungsabsicht kennen.

1.4 Alle bisher betrachteten Verstehens-Erklärungen laufen also auf dasselbe hinaus. Das ist schön. Aber noch hat diese Schönheit ein dickes Manko: Der hinter all diesen Verstehens-Erklärungen stehende Praktische Schluß (PS-1) ist so, wie er dasteht, leider nicht gültig. Gültig ist lediglich der folgende schwächere Schluß:

(PS-RATIO) (1) $P(X,A)$
 (2) $G(X,A \equiv T(X,f))$
 (3*) Rational: $T(X,f)$

Aus den Prämissen dieses Schlusses folgt nur, daß es für X rational ist bzw. rational wäre, f zu tun, nicht, daß X tatsächlich f tut oder tun wird. Letzteres ergibt sich nur, wenn für die betreffende Situation darüber hinaus auch noch die sogenannte Rationalitätsunterstellung gilt, d. h., wenn X sich in der betreffenden Situation insofern rational verhält, als er auch tatsächlich tut, was zu tun für ihn rational ist oder wäre. Daß diese Rationalitätsunterstellung zutrifft, das setzen wir beim Verstehen einer Handlung voraus.

1.5 Hinter allen obigen Verstehens-Charakterisierungen steckt also letztlich diese:

(V-RATIO) Wir verstehen eine Handlung gdw. wenn wir ihre Rationalitätsgründe kennen.

Diese Explikation ist nun (wegen ihres deutlichen Bezugs auf den jetzt wirklich korrekten Praktischen Schluß (PS-RATIO)) nicht nur sehr viel klarer als die anderen Erläuterungen. Sie hat einen weiteren Vorteil:

sie ist auch sehr viel allgemeiner. Während z. B. (V-PS) und (V-INTENTIO) nur auf den sehr engen Spezialfall sogenannter Entscheidungen unter Sicherheit zugeschnitten sind, erfaßt (V-RATIO) außer diesem Spezialfall auch den ganzen Rest, insbesondere also auch alle Fälle von sogenannten Entscheidungen unter Risiko. Alternativ könnte man (V-RATIO) daher auch so formulieren:

(V-RATIO*) Wir verstehen eine Handlung von X gdw. wenn wir wissen, aufgrund welcher von X's Präferenzen und Wahrscheinlichkeitsannahmen die betreffende Handlung rational war bzw. ist.

Trotz meines soeben verkündeten Lobs auf die Allgemeinheit handiere ich i.f. nicht nur mit dem natürlich weiterhin unverzichtbaren (V-RATIO), vielmehr bevorzugt mit dessen Spezialfall (V-INTENTIO). Denn statt mit Präferenzen und Wahrscheinlichkeiten im allgemeinen spiele ich i.f. weiterhin ausschließlich mit unseren elementaren starken Wollens- und Glaubensbegriffen – und frisiere zu diesem Zweck alles so zurecht, daß wir uns stets nur im Rahmen von Entscheidungen unter Sicherheit bewegen. Denn nur so werden wir imstande sein, uns über das komplexe Gelände, das noch vor uns liegt, rasch einen ersten groben Durchblick zu verschaffen. Probleme gibt es auch so noch genug.

1.6 Für unser Paradigma einer intentionalen Handlung machen wir (V-INTENTIO) jetzt noch expliziter – wobei wir ein Wissen einfach mit einer zutreffenden Überzeugung (einem starken Glauben also) gleichsetzen wollen: $W(X,A) := G(X,A) \ \& \ A$.

D2 $V(Y,I(X,f)) := W(Y,I(X,f,A^*))$

Y versteht das f-Tun von X gdw. Y weiß, was X mit ihrem f-Tun alles zu erreichen beabsichtigt.

A^* stehe hier also für die Summe all der Ziele, die X mit seinem f-Tun zu erreichen beabsichtigt.

Daß wir alle Ziele der betreffenden Handlung kennen müssen, um sie zu verstehen, ist natürlich ein starkes Stück. Wer es schwächer lieber hätte, wird sicher anders anfangen, sich zunächst mit einem sogenannten partiellen Verstehen zufriedengeben und so zum Beispiel sagen wollen: Y versteht das f-Tun von X bezüglich des Ziels A gdw. Y weiß, daß X mit f-Tun das Ziel A verfolgt. Natürlich wäre dann nicht jedes partielle Verstehen gleich wichtig. Wer das bzw. jeweils die diversen primären Ziele kennt, dessen partielles Verstehen ist sicher besser als das partielle Verstehen dessen, der lediglich sekundäre Ziele kennt.

1.7 Ich liebe es am Anfang in der Regel möglichst stark. Bleiben wir also bei D2. Selbst dieser stärkstmögliche Verstehensbegriff ist in anderer Hinsicht noch sehr schwach. Gefordert ist durch ihn für ein Verstehen nur, daß wir wissen, welche Ziele X mit ihrem Tun verfolgt. Nicht gefordert ist hingegen, daß wir auch wissen, wie es kommt, daß X die Ziele hat, die er hat. Es kann also sein, daß wir eine Handlung von X verstehen, uns aber trotzdem ganz unbegreiflich ist, wie X zu seinen entsprechenden Präferenzen und Annahmen kommen konnte. Wissen wir auch noch, wie es zu diesen Präferenzen und Annahmen kam, so liegt, wie man oft dafür sagt, ein tieferes Verständnis vor. Unser oben eingeführtes Verstehen ist noch kein solches, schließt ein solches aber natürlich auch nicht aus. Des weiteren läßt D2 auch völlig offen, wie das Verstehen selber zustandekommt, d.h. wie wir zu den Überzeugungen gekommen sind, die wir haben müssen, damit wir verstanden haben.

1.8 Verstehen ist ein Wissen, impliziert also einen zutreffenden Glauben. Das unterscheidet das Verstehen simpliciter von dem, was man korrekterweise als ein etwas-als-etwas-Verstehen bezeichnet. Letzteres ist nichts anderes als ein Glaube, daß etwas so und so ist – wobei dieser Glaube auch falsch sein kann. Während jedes Verstehen auch ein Verstehen-als ist, gilt das Umgekehrte natürlich nicht. Nicht jedes Verstehen-als ist auch ein Verstehen; nicht jeder Glaube ist richtig.

1.9 Des weiteren ist streng zwischen einem Verstehen einer Handlung einerseits und einem Billigen, Gutheißen, Akzeptieren oder gar Befürworten und Unterstützen der Handlung andererseits zu unterscheiden. Daß ich eine Handlung insofern verstehe als ich deren Rationalitätsgründe kenne, heißt ja nichts weiter, als daß ich weiß, wie der Handelnde selbst seine Handlung sieht – und daß unter Voraussetzung dieser Sichtweise seine Handlung als rational anzusehen ist. Es heißt keineswegs, daß ich diese Sichtweise selbst teile. In diesem Sinne ist es also schlicht falsch, daß ich, um eines anderen Handeln verstehen zu können, mich mit ihm, wie man sagt, zuvor gleichsam identifizieren muß. Ich muß nicht selbst zum Heiligen oder zum Nazi werden, um das Handeln eines Heiligen oder eines Nazi verstehen zu können.

1.10 Handlungs-Verstehen und Handlungs-Rationalität sind dem bisherigen zufolge nur zwei Seiten derselben Medaille. Jede rationale Handlung ist verstehbar; und in dem hier erklärten Sinne von Verstehen sind auch *nur* rationale Handlungen verstehbar. Der Grund ist trivial: Von Rationalitätsgründen kann man nur dann wissen, wenn es sie gibt.

Aufgrund der strikten Subjektivität der Rationalitätsgründe – d. h. der Präferenzen und Annahmen des betreffenden Handlungs-Subjekts – gilt sogar eine noch stärkere Gleichsetzung. Es decken sich nicht nur Handlungs-Rationalität und Verstehbarkeit; sondern auch Handlungs-Rationalität und tatsächliches Verstandenwerden. Denn bei jeder rationalen Handlung gibt es jemanden, der deren Rationalitätsgründe kennt und die betreffende Handlung somit versteht: nämlich den Handelnden selbst.

All dies gilt nun a fortiori auch für ein Kommunikatives Handeln als Spezialfall eines intentionalen Handelns.

2. Kommunikatives Handeln

2.1 Auch ein kommunikatives Handeln hat Ziele. Und manche Ziele muß eine Handlung haben, damit sie überhaupt ein Kommunikationsversuch sein kann. Solche für das Vorliegen eines Kommunikationsversuchs notwendigen Ziele heißen ab jetzt *kommunikative Ziele* – im Unterschied zu bloßen *Kommunikationszielen*, Zielen also, die mit Kommunikationsversuchen zwar auch verbunden sein können, aber eben nicht notwendigerweise. Unterscheiden wir nun zwischen zwei Typen von Kommunikations-Versuchen, nämlich zwischen *Aufforderungshandlungen* einerseits und *Informationshandlungen* andererseits. Das *primäre kommunikative Ziel* der ersteren ist, daß der Adressat etwas bestimmtes *tut* (nämlich das, wozu er aufgefordert wird); das primäre kommunikative Ziel von Informationshandlungen ist, daß der Adressat etwas bestimmtes *glaubt*:²

T1.1 $KV(S,H,f,r) \rightarrow I(S,f,T'(H,r))$

f-Tun von S ist ein an den H gerichteter Kommunikations-Versuch des Inhalts, daß H (S zufolge) r tun soll – nur dann, wenn S mit seinem f-Tun zu erreichen beabsichtigt, daß H (zu t') r tut.

T1.2 $KV(S,H,f,p) \rightarrow I(S,f,G'(H,p))$

f-Tun von S ist ein an den H gerichteter Kommunikations-Versuch des Inhalts, daß p – nur dann, wenn S mit seinem f-Tun zu erreichen beabsichtigt, daß H (zu t') glaubt, daß p.

² T'(H,r) bzw. G'(H,p) drückt dabei ein Tun bzw. Glauben von H zu einem von t (dem Zeitpunkt des f-Tuns von S) aus gesehen späteren Zeitpunkt t' aus.

2.2 Diese Ziele lassen sich natürlich auch auf nicht-kommunikativem Wege erreichen. Was zeichnet also kommunikative Handlungen vor einem bloßen instrumentellen Handeln im allgemeinen aus? Die Antwort ist klar: Der *kommunikative Sonderweg* ist das Besondere. Und der sieht aus der Sicht von S (dem zu kommunizieren Versuchenden, kurz: dem Sprecher³⁾ so aus:

T2.1 $KV(S,H,f,r) \rightarrow G(S,T'(H,r) \equiv W'(H,KV(S,H,f,r)))$
 Ein f-Tun von S ist nur dann ein an den Hörer H gerichteter Kommunikationsversuch des Inhalts, daß H r tun soll, wenn S glaubt (erwartet), daß H erst und gerade dann r tun wird, wenn H erkennt, daß das f-Tun von S ein solcher Kommunikationsversuch ist.

Mit anderen Worten: Charakteristisch für Kommunikationsversuche ist die mit diesen verbundene *kommunikative Erfolgserwartung*, wonach das primäre kommunikative Ziel erst und gerade insofern erreicht werden wird, als der Hörer erkennt, daß das, was S tut, ein Kommunikationsversuch mit diesem Ziel ist.

2.3 Beide Forderungen (d. h. die der primären kommunikativen Intention und die der kommunikativen Erfolgserwartung) zusammen führen zu folgendem Postulat:

(AK-KV) $KV(S,H,f,r) \leftrightarrow I(S,f,T'(H,r)) \& G(S,T'(H,r) \equiv W'(H,KV(S,H,f,r)))$

Klar, das ist keine brauchbare Definition. Es ist schlicht und hoffnungslos zirkulär. Aber das macht nichts. Denn wir haben etwas viel Besseres als eine Definition entdeckt: nämlich ein *Adäquatheits-Kriterium* für eine jede brauchbare Definition von KV. M.a.W.: Wir wissen jetzt: Wie auch immer KV des näheren zu definieren ist, brauchbar ist eine Definition nur dann, wenn sie das Kriterium (AK-KV) erfüllt, d. h., wenn (AK-KV) als ein Theorem aus der Definition folgt.

2.4 Die wichtigste Folgerung aus diesem Kriterium ist die sogenannte *Reflexivitätsbedingung*:

(RB-KV) $KV(S,H,f,r) \rightarrow I(S,f,W'(H,KV(S,H,f,r)))$
 Kommunikation zielt auf ein Verstandenwerden ab.

3 Man vergesse aber nicht: Um „Sprecher“ zu sein, braucht man nichts zu sagen. Kommunikationsversuche brauchen keine sprachlichen Äußerungen zu sein; Medium der Kommunikation kann wirklich alles Mögliche sein. Entsprechendes gilt selbstverständlich auch für die hier gepflegte Verwendung von „Hörer“.

Und diese Reflexivitätsbedingung zeitigt ihrerseits Folgen, nämlich insbesondere die der grenzenlosen Offenheit der kommunikativen Absichten: Sei I_1 eine kommunikative Absicht, dann ist auch I_2 ($= I(S, f, W'(H, I_1))$) eine solche, also auch I_3 ($= I(S, f, W'(H, I_2))$) – usw. Allgemeiner: Ist I_n eine kommunikative Absicht, dann auch I_{n+1} – für beliebige $n \geq 1$. Mit anderen Worten – wobei I^* für die grenzenlos offene kommunikative Absicht stehe:

$$(RB^* - KV) \quad KV(S, H, f, r) \rightarrow I(S, f, W'(H, I^*))$$

2.5 Die Testfrage ist jetzt natürlich die: Wie lautet eine brauchbare Explikation von KV? Und jetzt wäre, wenn man die verschiedenen Antworten auf diese Frage Revue passieren lassen wollte, eine längere Geschichte fällig. Hier nur der Start- und der Endpunkt dieser Geschichte. Startpunkt war das sogenannte Gricesche Grundmodell, das sich – bereits stark zurechtfrisirt – so formulieren läßt, wobei I_1 nunmehr im Fall von Aufforderungshandlungen für die primäre kommunikative Absicht $I(S, f, T'(H, r))$ stehe:

$$(GGM) \quad KV(S, H, f, r) := I(S, f, T'(H, r)) \ \& \ G(S, T'(H, r) \equiv W'(H, I_1))$$

Und jetzt der Endpunkt – mit I^* für die grenzenlos offene primäre kommunikative Absicht:

$$D3 \quad KV(S, H, f, r) := I(S, f, T'(H, r)) \ \& \ G(S, T'(H, r) \equiv W'(H, I^*))$$

Der Unterschied ist, wie man sieht, auf der Oberfläche minimal: ein einziges Sternchen. Aber hinter diesem Sternchen verbergen sich Welten.⁴

2.6 Wie Kommunikationsversuche Spezialfälle eines intentionalen Handelns sind, so erfolgreiche Kommunikationsversuche Spezialfälle eines erfolgreichen intentionalen Handelns. Und wie ein intentionales Handeln (i. S. von D1 oben) erfolgreich ist gdw. der Handelnde mit der dabei involvierten Erfolgserwartung richtig liegt, so ist ein kommunikatives Handeln erfolgreich gdw. wenn der Sprecher mit seiner kommunikativen Erfolgserwartung richtig liegt, d. h., gdw. außer $G(S, T'(H, r) \equiv W'(H, I^*))$ auch tatsächlich $T'(H, r) \equiv W'(H, I^*)$ gilt.

2.7 Was unter dem Verstehen einer kommunikativen Handlung zu verstehen ist, läßt sich jetzt genau sagen – wobei im Falle einer Informationshandlung $KV_i(S, H, f) := VpKV(S, H, f, p)$:

4 Zu diesen Welten mehr in Meggle (1991).

- D4 $V(Y, KV_i(S, H, f)) := W(Y, KV(S, H, f, p^*))$
 Y versteht den von S mittels f-Tun an H gerichteten Kommunikationsversuch gdw. Y weiß, was S mittels f-Tun dem H alles zu verstehen geben will.

p^* ist also wieder die Summe aller p 's, für die $KV(S, H, f, p)$ gilt.

2.8 Obwohl jeder Kommunikationsversuch eine intentionale Handlung ist, gilt trotzdem nicht, daß, wer den Kommunikationsversuch verstanden hat, damit eo ipso auch die mit der betreffenden Handlung vollzogene intentionale Handlung verstanden hat. Denn es brauchen ja nicht alle Ziele der Handlung kommunikative zu sein. Beispiel: Fritzchen möchte an Mamas Marmeladeglas ran – weiß aber, daß Mama was dagegen hat. Also verlegt er sich auf die krumme Tour. Er weiß, daß Mama auf einen Brief von Papa wartet und schon ständig die Ohren spitzt, ob nicht endlich der Briefträger durch das quietschende Gartentor kommt. Um Mama glauben zu machen, daß dem so sei, sagt Fritzchen „Mmmhh, ich glaub', da ist jemand am Gartentor“. Und diesen Kommunikationsversuch können Mama und wir natürlich verstehen – auch wenn wir (kontrafaktisch) nicht wüßten, worauf Fritzchen mit diesem Versuch letztlich hinauswill. Und wenn Mama das wirklich nicht spannt, nun ja, dann war vielleicht nicht nur Fritzchens KV erfolgreich, sondern auch noch die von ihm damit vollzogene umfassendere intentionale Handlung. Übrigens: Der Aufwand hat sich gelohnt: Es ist Zwetschgenmarmelade.

2.9 Wie schon unser obiger Begriff des Verstehens einer intentionalen Handlung, so ist auch der soeben erklärte Begriff des Verstehens einer kommunikativen Handlung höchst allgemein. Insbesondere steckt in einem solchen Verstehen wieder nichts von einem Wissen darüber, wie es kommt, daß S die Überzeugungen hat, die er haben muß, damit sein Tun ein Kommunikationsversuch ist; ebenso nichts darüber, wie es dazu kommt, daß wir die Überzeugungen haben, die wir haben müssen, damit wir einen Kommunikationsversuch verstanden haben. Und nichts darüber, wie es dazu kommt, daß S und H die Überzeugungen haben, die sie haben müssen, damit ein von S an den H gerichteter Kommunikationsversuch erfolgreich ist. Insbesondere also auch nichts darüber, auf welche weiteren Gründe sich die Verstehenserwartungen und die Erfolgserwartungen des Sprechers stützten und auf welche weiteren Gründe sich die Hörer-Überzeugungen stützen, aufgrund derer sich diese Erwartungen erfüllen – oder auch nicht.

2.10 Nicht einmal auf die folgenden Überzeugungen wurde bisher eingegangen, die man treffend als die sogenannten *kommunikativen Normalbedingungen* bezeichnet. Um diese zu entdecken, fragen Sie

sich einfach am besten selbst: Wann würden Sie aufgrund dessen, daß Sie ein Tun von S als an Sie gerichteten Kommunikationsversuch des Inhalts, daß p, verstehen, daraufhin dessen Erfolgserwartung tatsächlich entsprechen, d.h. also, daraufhin tatsächlich glauben, daß p? Doch wohl nur dann, wenn (wie Sie glauben) sowohl

(KNB-1) $KV(S,H,f,p) \supset G(S,p)$ Aufrichtigkeit

als auch

(KNB-2) $G(S,p) \supset p$ Irrtumsfreiheit

gelten, S Sie also (wie Sie glauben) weder täuschen will, noch sich selber täuscht.

2.11 Trotzdem: Es war schon ganz recht so, daß von all dem bisher abstrahiert wurde. Denn eben dieser Abstraktionsgrad zeichnet eine wirklich Allgemeine Kommunikationstheorie aus. Diese hat eben z. B. nicht nur den Normalfall zu behandeln, sondern wirklich jeden, wie unnormal dieser auch sein mag. Diese Ignoranz gegenüber speziellen Bedingungen können wir uns aber nicht mehr leisten, sobald wir zu solchen Kommunikationsversuchen kommen, die bereits von ihrem Handlungstyp her eine intersubjektive kommunikative Bedeutung haben.

3. Intersubjektive Bedeutung

3.1 Wir unterscheiden zwischen Handlungen (Pfeifen z. B.) einerseits und deren Produkten (Pfiffen z. B.) andererseits – und zudem bei beiden zwischen Typen (dem Handlungstyp Pfeifen z. B.) versus Vorkommnissen (z. B. meinem Pfeifen jetzt):

	Handlung	Produkt
Typ	<i>Handlungsweise</i>	<i>Handlungsprodukt-Form</i>
Vorkommnis	<i>konkrete Handlung</i>	<i>konkretes Handlungsprodukt</i>

Bisher war vom Sinn einer Handlung nur insofern die Rede, als es dabei um den subjektiven Sinn ging, also um den Sinn, den ein Subjekt zu einem bestimmten Zeitpunkt mit einer konkreten Handlung verbindet. Von Handlungsweisen und deren nicht mehr nur subjektivem Sinn war bisher nicht die Rede.

3.2 Daß eine Handlungsweise (bzw. ein Ausdruck als deren Handlungsprodukt-Form) in einer Population P die-und-die (intersubjektive) Bedeutung hat, das gilt nur dann, wenn diese Bedeutung in P auch als

solche bekannt ist. Berücksichtigt man ferner, daß Handlungsweisen (bzw. Ausdrücke) nicht generell, sondern immer nur relativ auf gewisse einschlägige Situationstypen Bedeutung haben, so führt dies zu folgendem Adäquatheits-Kriterium für Bedeutungen – wobei wir schon bei diesem Schritt speziell kommunikative intersubjektive Bedeutungen vor Augen haben:

- (AK-B) $B(P, \Sigma, f, p) \rightarrow$ Für alle $x \in P$: $W(x, B(P, \Sigma, f, p))$
 f -Tun bedeutet in P in Situationen der Art Σ soviel wie „ p ist der Fall“ – nur dann, wenn jeder aus P weiß, daß f -Tun diese Bedeutung hat.

Sei nun B_n irgendeine für das Vorliegen von Bedeutung notwendige Bedingung. Dann muß, damit Bedeutung vorliegen kann, auch jeder aus P wissen, daß diese Bedingung erfüllt ist; und da somit auch das Wissen in P um B_n eine notwendige Bedingung für Bedeutung ist, muß auch jeder aus P wissen, daß es Wissen in P ist, daß B_n erfüllt ist, usw. Kurz, das Kriterium (AK-B) führt direkt zu der Forderung:⁵

- (AK-B*) $B(P, \Sigma, f, p) \rightarrow$ $GW(P, B(P, \Sigma, f, p))$
 f -Tun bedeutet in P in Situationen der Art Σ soviel wie „ p ist der Fall“ – nur dann, wenn gilt: Es ist in P Gemeinsames Wissen, daß f -Tun in P in Situationen der Art Σ diese Bedeutung hat.

3.3 Soviel zu unserer Adäquatheits-Bedingung für eine jede Erklärung von „Bedeutung“. Nun zur Erklärung selbst. Intersubjektive Bedeutungen implizieren Regularitäten. Und so können wir in einem ersten (noch nicht (AK-B) genügenden) Schritt einen Begriff der regulären kommunikativen Bedeutung einer Handlungsweis wie folgt bestimmen:

- D5.1 $B_0(P, \Sigma, f, p) :=$ In P gilt in den einschlägigen Σ -Situationen für die jeweiligen S und H :
 $T(S, f) \supset KV(S, H, f, p)$

Ein Beispiel: Am Rand einer Autobahneinfahrt einfach dazustehen und den sich nähernden Autofahrern mehr oder weniger erwartungsvoll entgegen zu blicken bedeutet bei uns soviel wie „Ich will mitgenommen werden“. Und das gilt gdw. gilt: Wer bei uns am Rand einer Autobahneinfahrt einfach dasteht und den sich nähernden Autofahrern (=H) mehr oder weniger erwartungsvoll entgegen blickt, der will damit den

⁵ Das durch $GW(P, A)$ ausgedrückte Gemeinsame Wissen in P , daß A , besagt dabei soviel wie: (i) Jeder aus P weiß, daß A , (ii) jeder aus P weiß, daß (i), ... (n+1) jeder aus P weiß, daß (n) Zum Gemeinsamen Wissen und Glauben Näheres in Meggle (1993 c).

sich nähernden Autofahrern zu verstehen geben, daß er mitgenommen werden will.

3.4 Dieser schwache Bedeutungsbegriff ist, wie gesagt, noch zu schwach, als daß er unser Adäquatheits-Kriterium erfüllen würde. Die nötige Verstärkung versteht sich aufgrund dieses Kriteriums freilich von selbst:

D5 $B(P, \Sigma, f, p) := GW(P, B_0(P, \Sigma, f, p))$
 f -Tun bedeutet in P in Situationen der Art Σ soviel wie „ p ist der Fall“ gdw. gilt: Es ist Gemeinsames Wissen in P , daß, wer auch immer in einer Σ -Situation in der Sprecher-Rolle f tut, damit seinem Hörer zu verstehen geben will, daß p der Fall ist.

Es ist Gemeinsames Wissen bei uns, daß jeder, der bei uns am Rand einer Autobahneinfahrt einfach dasteht und den sich nähernden Autofahrern (=H) mehr oder weniger erwartungsvoll entgegen blickt, damit den sich nähernden Autofahrern zu verstehen geben will, daß er mitgenommen werden will. Und genau das meint man, wenn man sagt, daß dieses Verhalten bei uns in diesen Situationen die Bedeutung „Ich will mitgenommen werden“ hat.

3.5 In jedem Kommunikationsversuch steckt, wie wir schon aus dem in 2. oben skizzierten allgemeinen Teil der Kommunikationstheorie her wissen, die Verstehenserwartung:

(VE) $KV(S, H, f, p) \rightarrow G(S, G'(H, T(S, f)) \supset W'(H, KV(S, H, f, r)))$

Worauf sich diese stützt, war bisher offen. Jetzt kennen wir den besten Grund, den diese Erwartung haben kann: $B(P, \Sigma, f, p)$.

Ebenso steckt, wie wir wissen, in jedem Kommunikationsversuch die Erfolgserwartung:

(EE) $KV(S, H, f, p) \rightarrow G(S, G'(H, p) = W'(H, KV(S, H, f, p)))$

wobei sich diese Erwartung im Normalfall auf die oben schon erwähnten kommunikativen Normalbedingungen (Unterstellung der Irrtums- und der Täuschungsfreiheit) stützt. Aber was hält diese Erwartung plus der sie stützenden Antitäuschungs-Unterstellungen selbst stabil? Zweierlei: Zum einen das gemeinsame Interesse daran, daß $G'(H, p) = p$; und zum anderen das Gemeinsame Wissen, daß diesem gemeinsamen Interesse gedient ist, wenn beide sich an eine gemeinsame Strategie halten – wie zum Beispiel an diese:

S-Strategie: $T(S, f) \equiv p$ Als Sprecher tue f gdw. p der Fall ist.

H-Strategie: $G'(H, p) \equiv T(S, f)$ Als Hörer glaube p gdw. S f tut.

woraus sich ergibt: $G'(H, p) \equiv p$ H glaubt genau dann, daß p , wenn tatsächlich p .

Halten sich S und H an die gemeinsame Strategie (als S sich an die S-Strategie und als H sich an die H-Strategie zu halten), so kommt das (nämlich $G'(H,p) \equiv p$) zustande, was in ihrem gemeinsamen Interesse ist. Eine sich auf ein derartiges gemeinsames Interesse stützende reguläre Befolgung einer gemeinsamen Kommunikation entspricht einer Signalkonvention im Sinne von David Lewis.

3.6 Statt von der regulären bzw. konventionalen Bedeutung einer Handlungsweise kann man dann auch von der entsprechenden Bedeutung von (ganzen) Ausdrücken als den Produkten solcher Handlungsweisen sprechen. Auf dieser Basis lassen sich dann auch Bedeutungen von sprachlichen (i. e. strukturierten) Ausdrücken auf handlungstheoretischer Basis einführen.

4. Kommunikative Rationalitätsannahmen

Soweit also meine ganz ganz grobe Skizze dessen, wie man sowohl eine allgemeine Theorie des Kommunikativen Handelns als auch eine auf darauf beruhende Semantik auf handlungstheoretischer Basis entwickeln kann. Blicken wir kurz nochmal auf den begangenen Weg zurück – und markieren wir, an welchen Stellen welche Arten von Rationalitätsannahmen eine Rolle spielten.

4.1 *Allgemeine Handlungstheorie.* Auf Rationalitätsüberlegungen stießen wir erstmals bei dem Versuch, einen allgemeinen Begriff des Verstehens einer Handlung zu erklären. Verstehen = die Rationalitätsgründe kennen. Diese Gründe sind: die Präferenzen und Glaubensannahmen des Handelnden, gemessen an denen seine Handlung als rational erscheint. Das war der Begriff der *Handlungsrationalität*.

Dabei hatten wir freilich eines bereits vorausgesetzt: Nämlich daß diese Rationalitätsgründe selbst gewissen Standards entsprechen, denen sie entsprechen müssen, damit sie als Gründe überhaupt in Frage kommen können. Welche Standards das sind? Nun, auf jeden Fall gehört die Forderung der Widerspruchsfreiheit der betreffenden Glaubensannahmen und des betreffenden Wollens dazu. Also die Forderungen:

$$\begin{array}{ll} G(X,A) & \rightarrow \neg G(X,\neg A) \\ P(X,A) & \rightarrow \neg P(X,\neg A) \end{array}$$

Zudem noch gewisse Forderungen eines sogenannten konsequenten Glaubens oder Wollens.

$$G(X,A) \ \& \ G(X,A \supset B) \rightarrow G(X,B)$$

Umstritten ist, ob auch noch stärkere Forderungen notwendig sind – wie z. B. die nach der logischen Abgeschlossenheit des Glaubens oder Wollens. All dies sind Prinzipien, die die *Rationalität unserer Einstellungen* betreffen. Zu diesen gehören natürlich auch noch solche Prinzipien, die die Rationalitätsverhältnisse zwischen den verschiedenen Einstellungen regeln, wie z. B. das folgende Brücken-Prinzip von Kant:

(KANT) $P(X,A) \ \& \ G(X,A \supset B) \ \rightarrow \ P(X,B)$
 „Wer den Zweck will, will (sofern die Vernunft auf seine Handlungen entscheidenden Einfluß hat) auch das dazu [seiner Meinung nach] unentbehrliche notwendige Mittel“
 (*Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, B 44 f).

Zu diesen Brücken-Prinzipien, die zwischen verschiedenen Einstellungen bei einer Person zu ein und derselben Zeit vermitteln, kommen solche Prinzipien hinzu, die zwischen denselben Einstellungen zu verschiedener Zeit vermitteln. Deren Bestimmung ist unter den Stichwort „Belief-Revision“ inzwischen Thema eines ganzen Forschungszweigs.

Und schließlich waren wir bei der Erörterung der Gültigkeit von Praktischen Schlüssen auf einen weiteren Punkt gestoßen, an dem sich die Rationalitätsfrage stellt. Daß jemand über hinreichende Rationalitätsgründe für eine Handlung verfügt, heißt noch nicht, daß er sie auch tatsächlich vollzieht. Das tut er nur, wenn er in der betreffenden Situation auch rational *ist*.

Kurz: Schon im handlungstheoretischen Vorspann hatten wir dreierlei Rationalitätsgesichtspunkte zu unterscheiden: Handlungsrationaltät, Rationalität der Handlungsgründe und die situationsrelative Personenrationalität.

Des durch-und-durch subjektiven Charakters der Handlungsrationaltät wegen offen bleiben konnte hingegen die Frage, ob die Glaubensannahmen des Handelnden auch fundiert sind – insbesondere also, ob seine Handlung (wie es bei Max Weber heißt) außer subjektiv-zweckrational auch objektiv-richtig-rational ist. Letzteres ist nur für ein erfolgreiches intentionales Handeln erforderlich, nicht schon für ein intentionales Handeln im Sinne von Bewirkens-Versuchen.

4.2 Allgemeine Kommunikationstheorie. Was kommt zu all dem bei kommunikativen Handlungen hinzu? Nichts – außer weiteren Erwartungen auf Seiten des Sprechers: in Form der Verstehens Erwartung nämlich eben die, daß ihm bezüglich seines Kommunikationsversuchs vom Adressaten all diese drei soeben genannten Rationalitäten unterstellt werden; und infolge der Reflexivität von Kommunikation zudem die Erwartung, daß der Adressat auch erkennen wird, daß der Sprecher erwartet, daß ihm vom Adressaten diese Rationalitäten unterstellt werden etc.

Kommunikative Rationalität ist also nichts anderes als ein Spezialfall der allgemeineren dreifachen Handlungsrationaltäten – plus deren vom Sprecher intendierten Offenheit.

Auch beim kommunikativen Handeln ist die Fundiertheit der kommunikativen Handlungsgründe nur beim erfolgreichen kommunikativen Handeln relevant. Ob die bei Kommunikationsversuchen involvierten Verstehens- und Erfolgserwartungen fundiert sind, darüber ist im Rahmen der Allgemeinen Kommunikationstheorie noch nichts gesagt.

4.3 Handlungstheoretische Semantik. Sobald die beim Kommunizieren realisierten Handlungsweisen selbst eine (intersubjektive) Bedeutung haben, ändert sich das Bild. Gehören S und H zur relevanten Population, so wird in den einschlägigen Bedeutungssituationen die kommunikative Verstehens- und Erfolgserwartung fundiert, der entsprechende Kommunikationsversuch in Hinsicht auf dessen Verstehens-Ziel also nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv rational sein. Und auch die involvierten kommunikativen Erfolgserwartungen werden hinreichend oft fundiert sein müssen – andernfalls die einschlägige Kommunikationsregularität über kurz oder lang kollabieren würde.

Kommunikation mittels Gesten, Zeichen oder Ausdrücken mit einer regulären, konventionalen oder gar bereits sprachlichen (also: intersubjektiven) Bedeutung zeichnet sich gegenüber Kommunikation ohne dieses backup also vor allem durch die durchgängige bzw. zumindest relativ häufige Fundiertheit der involvierten Verstehens- und Erfolgserwartungen aus.

Diese subjektive wie intersubjektive Sicherheit vor allem der Verstehens- und Erfolgserwartungen eröffnet weitere kommunikative Spielräume – vor allem für die sogenannte Kommunikation zwischen den Zeilen. Aber das ist für heute ein zu weites Feld.

4.4 Wie sich kommunikatives Handeln als Spezialfall instrumentellen Handelns erklären läßt, so gilt entsprechendes also auch für die kommunikativen Rationalitäten. Mit anderen Worten: Die These von Habermas, wonach Kommunikative Rationalität ein Fall sui generis sei, ist somit falsch. Oder besser gesagt: Sie wäre falsch, falls kommunikatives Handeln bei Habermas dasselbe heißen würde wie hier. Aber das ist begrifflicherweise nicht der Fall.

5. Literatur

Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/M: Suhrkamp 1981.

Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1921.

Meggle (1991): Meggle, Georg: Kommunikation und Reflexivität, in: B. Kienzle (Hg.), Dimensionen des Selbst, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, 375–404.

- Meggle (1993 a): Meggle, Georg (Hg): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- Meggle (1993 b): Meggle, Georg: *Kommunikation, Bedeutung und Implikatur. Eine Skizze*. In: Georg Meggle (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 483–507.
- Meggle (1993 c): Meggle, Georg: *Gemeinsamer Glaube und Gemeinsames Wissen*. In: *Neue Realitäten – Herausforderung der Philosophie*. Hrsg. Von der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie. Berlin 1993, 761–767.
- Meggle (1996): Meggle, Georg: *Kommunikation und Verstehen*. In: *Sprachphilosophie – Philosophy of Language – La philosophie du langage*. Hrsg. Von Marcelo Dascal, Dietfried Gerhardus, Kuno Lorenz, Georg Meggle. 2. Halbbd. Berlin. New York: de Gruyter 1996 (*Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 7.2), 1346–1358.
- Meggle, Georg: *Grundbegriffe der Kommunikation*. Berlin. New York: de Gruyter 1997².
- Von Wright, Georg Henrik: *Explanation and Understanding*. Ithaca. New York: Cornell University Press 1971; dtsh: *Erklären und Verstehen*. Frankfurt/M.: Hain, 1991³.

Sprache und Wirklichkeit in der Quantenphysik

PETER MITTELSTAEDT

Einleitung

1. Sprache und Wirklichkeit
 - 1.1 Objektsprache
 - 1.2 Sprecher-Beobachter
 - 1.3 Selbstreferentialität
 - 1.4 Apriorismus
 - 1.5 Revidierbarkeit
2. Die Sprache der klassischen Physik
 - 2.1 Ontologie und Pragmatik
 - 2.2 Semantik
 - 2.3 Klassische Logik
3. Die quantenmechanische Realität
 - 3.1 Komplementarität
 - 3.2 Nichtobjektivierbarkeit
 - 3.3 Wahrscheinlichkeit
 - 3.4 Meßprozeß
 - 3.5 Universalität
4. Die Sprache der Quantenphysik
 - 4.1 Kritik der klassisch-physikalischen Sprache
 - 4.2 Quanten-Pragmatik und Prozeß-Semantik
 - 4.3 Syntax
 - 4.4 Quantenlogik
5. Kritik an der Sprache der Quantenphysik
 - 5.1 Nichthintergebarkeit
 - 5.2 Unvollständigkeit
 - 5.3 Empirismus

Resümee

Literatur

Einleitung

Die Wissenschaftssprache der Physik unterscheidet sich von der Umgang- und Bildungssprache zunächst durch physikalische Termini, die zusätzlich in die Sprache eingeführt worden sind und deren syntaktische